PT
2603
.A31
A9

Außenseiter

Drei Einakter

von

Hermann Bahusche

Der gespaltene Mensch

Ein ernstes Spiel

Das Dreieck

Eine Komödie

Zwei Welten

Ein Schauspiel

Verlag des Bureau Fischer, Berlin-Friedenau

:: 1910 ::

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuskript gedruckt. Sowohl Aufführungs-, als Nachdrucks- und Uebersetzungsrecht vorbehalten. Das Aufführungsrecht erteilt einzig und allein der Theaterverlag „Bureau Fischer" (Inhaber Karl Fischer), Berlin-Friedenau, Rubensstraße 22.

Vertretung für Oesterreich-Ungarn Dr. O. F. Eirich, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien II, Praterstraße 38.

Hermann Bagusche. Karl Fischer.

Copyright 1910
by Verlag „Bureau Fischer", Berlin-Friedenau.

Der gespaltene Mensch

Ein ernstes Spiel.

Personen:

Max Kreutzer
Hugo Frentzen
Rudolf von Weyenborn
Prof. Dr. Elsner, Arzt
Marie, ein Dienstmädchen
Ein Diener.

Das Stück spielt in der Villa des Herrn Max Kreutzer. Diese liegt außerhalb der Stadt. — Zeit: Gegenwart.

Bemerkungen zu den Personen.

Max Kreutzer, Hugo Frentzen und Rudolf von Weyenborn sind junge Lebemänner, Großstadt-Dandies; Ende der Zwanzig, Anfang der Dreißig. Max Kreutzer ist in hohem Maße lungenkrank; er unterbricht sich oft durch ein Hüsteln, das er in einem seidenen Taschentuch diskret zu ersticken sucht. Professor Dr. Elsner ist ein Fünfziger mit graumeliertem Vollbart.

Der gespaltene Mensch.

Die Handlung spielt sich ab in einem vornehmen Salon. Die Wände sind mit Gemälden geschmückt. In der Mitte der hinteren Längswand führt eine Tür nach dem Korridor. An den Seitenwänden rechts und links hinten führen Türen in Nebensalons. Diese beiden Eingänge sind durch Portieren verschlossen. Links vorn ein Fenster, davor ein Schreibtisch, dessen Aufsatz eine Marmorgruppe schmückt. Rechts Kamin. Davor schräg ein Sofa, Tisch, Sessel. An der Längswand links ein Buffet. Links und rechts von der Haupttür auf schwarzen Sockeln Marmorbüsten. Auf dem Tisch steht ein Teeservice. — Es ist Morgen. Die Herbstsonne leuchtet ins Zimmer.

(Links und rechts vom Schauspieler.)

Erster Auftritt.

Max (im Hausanzug, sitzt am Schreibtisch und liest in einem Buche. Es vergeht einige Zeit, bis an die Tür zum Korridor geklopft wird. Max überhört es und erschrickt, als die Tür geöffnet wird).

Zweiter Auftritt.

Marie (tritt etwas zaghaft ein und bleibt im Eingang stehen): Verzeihen der gnädige Herr. Ich hatte zweimal geklopft — (hält inne).

Max (ohne aufzublicken): Warum stören Sie mich? (Deutet auf ein Teeservice auf dem Tische.)

Marie: Jawohl, gnädiger Herr. (Nimmt das Tablett und geht durch die linke Nebentür ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Diener (durch die Haupttür): Herr Frentzen.

Max (legt das Buch weg): Ich lasse bitten. (Steht auf.)

(Diener ab.)

Vierter Auftritt.

Hugo Frentzen (im Reitanzug tritt ein, eine Reitgerte in der Hand): Guten Morgen, Max! Komme etwas früh, was?

Max (geht ihm entgegen): Ich freue mich, Hugo. (Gibt ihm die Hand.) Guten Morgen! Du weißt, daß Du mir immer willkommen bist.

Hugo (fährt mit der Reitgerte einige Male durch die Luft und legt sie dann auf einen Sessel): Das heißt, ich wollte Dich nicht stören.

Max: Du brauchst nichts zu befürchten.

Hugo: Weißt Du, von wo ich herkomme?

Max (lakonisch): Nein.

Hugo: Selbstverständlich kannst Du das nicht wissen. Seit einer Stunde bin ich schon unterwegs. Ich war draußen im Erlenholz. (Tritt ans Fenster.) Sieh mal hinaus in diesen prächtigen Herbstmorgen. Ich sage Dir, es war wundervoll und ich fühle mich jetzt ganz merkwürdig erfrischt und angeregt.

Max (wie oben): So.

Hugo: Ich sehe, Du bist heute für nichts zu begeistern. Potzsapperlot! Na, ich habe jedenfalls eine Neuigkeit für Dich. Du wirst Augen machen, wenn ich's Dir sage.

Max (schweigt).

Hugo (unwillig): Du schweigst. Zum Teufel, daß Du nicht ein bißchen neugierig bist.

Max: Na, was gibt's denn?

Hugo (nachahmend): Na, was gibt's denn? Potzsapperlot! Rate! Nein, Du rätst es nicht. Ich bin ganz außer Rand und Band. Also höre: Steinitz will meinen „Potiphar" kaufen. Der Fuchs hat ihm so gut gefallen.

Max: Das nennst Du eine große Neuigkeit?

Hugo: Wie?! Ist denn das nichts? Erinnere Dich nur; Du hast doch im vorigen Jahr den Fuchs selbst haben wollen.

Max (wie abwesend): Den Potiphar?

Hugo: Na selbstverständlich. Ich begreife nicht, wie Du das vergessen kannst!

Max (mit scharfer Betonung): Ich habe in der letzten Zeit ganz andere Sorgen. Du mußt das schon entschuldigen.

Hugo: Ja, sag' mal, hast Du schlechte Laune?

Max: Ein bißchen.

Hugo: Schade, daß ich's so treffe. Ich bin nämlich gerade sehr vergnügt. (Mit Beziehung.) Man sollte doch eigentlich niemals schlechte Laune haben.

Max: Warum nicht? „Schlechte Laune haben" heißt doch schließlich nichts anderes, als einem Gefühl Ausdruck geben; nämlich dem Gefühl des Mißbehagens.

Hugo (spöttisch): Ach! Sieh mal an, Herr Philosoph! Und ich Esel habe bisher immer geglaubt, daß nur Leute von — na — von schlechter Erziehung schlechte Laune haben können! (Er gibt sich selbst einen leichten Schlag auf den Mund.) Pardon! Im übrigen, mein Lieber, bin ich aber nicht hierhergekommen, um mit Dir über schlechte Laune zu philosophieren, sondern ich wollte Dir nur im Vorbeireiten „Guten Tag" sagen.

Max: Das ist sehr freundlich von Dir. Ich hätte mich sehr gern ein wenig mit Dir gestritten. Schon aus reiner Freude am Widerspruch.

Hugo (abwehrend): Ein andermal. (Lachend.) Das Thema „schlechte Laune" ist mir zu verdrießlich. Uebrigens war Steinitz gestern hier?

Max: Nein, ich habe ihn schon seit einigen Tagen nicht gesehen. Ich finde, die guten Freunde machen sich selten.

Hugo: Na, das kannst Du aber nicht sagen. Wenn's so wäre, trügst Du selbst die Schuld. Du vergräbst Dich hier draußen und wirst zum Einsiedler. Wer sollte da auch noch bei guter Laune bleiben? Ich wundere mich gar nicht . . .

Max: Schelte nicht gar so sehr auf die Einsamkeit. Sie hat auch ihre Vorzüge. Wenn man einmal tagelang niemand weiter gesehen hat, als sich selbst, dann kommt man dahinter, daß man sich auch allein ganz gut unterhält. Man besinnt sich plötzlich darauf, daß man ja eigentlich auch ein bißchen Eigenart besitzt. Etwas Persönlichkeitsgefühl. Und wenn man sich mit einem Male außerhalb jeder fremden Einflußsphäre weiß, dann ist's, als ob man ein wenig aufwachte. Du kannst es mir glauben, daß das Wertvolle des Menschen im Gedränge da draußen verloren geht.

Hugo: Ich merke, daß Du mir einen Vortrag halten willst.

Max (ruhig fortfahrend): Ich bitte Dich, einen Augenblick ganz ernst zu sein. Glaube mir, es ist einer der größten Irrtümer, wenn die Menschen immer von der „produktiven Kraft des Lebens" sprechen. Es gibt nichts, was zersetzender wäre als das, was wir „das Leben" nennen. Das Leben zerreibt unsere Seelen und es betrügt uns um unsere besten Hoffnungen. Sieh Dich doch um! Da findest Du Menschen, die mit ihren Talenten betteln geh'n, und Aristokraten des Geistes, die für erbärmliches Geld tagelöhnern. Diese Vergeudung von geistiger Kraft ist ein unverzeihlicher Betrug.

Hugo (anerkennend): Du hast eine schöne temperamentvolle Art, das Leben abzukanzeln. Es bereitet mir stets ein namenloses Vergnügen, Leute reden zu hören, die irgendwie unzufrieden sind. Diese Leute sind nämlich immer ungerecht und deshalb außerordentlich amüsant.

Max (unbeirrt): Ich bin überzeugt, daß die Individualitäten und feinern Persönlichkeiten im Daseinskampfe zerrieben werden.

Hugo: Das Gegenteil ist wahr; es ist das Leben, das die Persönlichkeiten schafft.

Max: Das scheint nur so.

Hugo: Da bin ich doch neugierig.

Max: Das Leben hat die großen Persönlichkeiten nur befruchtet. In der Einsamkeit sind sie gediehen.

Hugo: Darf ich mir eine bescheidene Bemerkung gestatten?

Max: Bitte!

Hugo (lachend): Ich wollte (auf sich selbst zeigend) mich nur darauf aufmerksam machen, daß Du ja jetzt auch die Einsamkeit aufgesucht hast.

Max: Wie witzig Du sein kannst!

Hugo (lachend): Ich denke, das bin ich immer.

Max: So?

Hugo (gemütlich): Na, selbstverständlich! (Er entnimmt einem silbernen Etui eine Zigarette und zündet sie an.) Sag' mal, gestern war doch Professor Elsner hier?

Max (unbehaglich): Ja! Weshalb?

Hugo: Nun, was sagte er? Er hat Dich doch vor einigen Tagen untersucht.

Max (zögernd): Ja, natürlich!

Hugo: Also was sagte er?

Max (nach einer Weile): Er hat mir Ruhe verordnet. Es ist immer dasselbe Rezept.

Hugo (setzt sich): Du, hör' mal, Max, ich will Dir einen Vorschlag machen. Du solltest nach Davos gehen. Das hiesige Klima ist nichts für Dich. Du brauchst *mildere* Luft; das wirst Du doch selbst fühlen.

Max: Nach Davos, meinst Du?

Hugo: Ja! Du könntest doch immerhin den Versuch machen.

Max: Du glaubst also, daß Davos mich retten könnte?

Hugo (peinlich berührt): Retten?! Wie dieses Wort klingt. Man *rettet* nur einen, der *verloren* ist. Na, und Du bist doch nur krank.

Max: Ja! Ich bin *nur* krank.

Hugo: Jedenfalls läßt sich's in Davos sehr gut leben.

Max: Und eventuell auch gut sterben.

Hugo (mit leisem Vorwurf): Ich weiß gar nicht, wie Du heute sprichst! Ich habe fast den Eindruck, als ob Du — — —

(Es klopft ziemlich stark.)

Max (für sich): Na! (laut) Herein!

---

5. Auftritt.

Rudolf von Weyenborn (tritt ein, sehr ernst).

Max (geht auf ihn zu): Guten Morgen, Rudolf!

Rudolf (drückt beiden die Hand): Entschuldige, daß ich so ohne weiteres bei Dir eintrete. Dein Diener war nirgends zu sehen.

Max: Aber ich bitte Dich, Rudolf.

Hugo (scherzend): Weißt Du, Rudolf, was Du für ein Gesicht machst? Du siehst aus, als wärst Du eben dem Henker davongelaufen.

Rudolf: Mit Deinem Scherz hast Du beinahe die Wahrheit erraten.

Max (begütigend): Na, na, na! Bitte, nimm Platz!

Rudolf (setzt sich).

Max: Das heißt: Du machst ein Gesicht, als wärst Du wieder einmal im Kasino einem guten Freunde in die Hände gefallen. Wieviel brauchst Du denn?

Rudolf: Ich bitte Euch. Mir ist verteufelt wenig scherzhaft zumute.

Max: Ich warne Dich freundschaftlichst davor, etwa schlecht gelaunt zu sein. Frentzen hat mir eben verraten, daß schlechte Laune ein Zeichen schlechter Erziehung sei.

Hugo: Was ich vor dem zweiten Zeugen hiermit nochmals allerfeierlichst bekräftige.

Rudolf: Ihr wißt noch nichts. Ich habe Euch etwas wenig Heiteres mitzuteilen.

Max: Ja, was ist denn passiert? Das hört sich ja beinahe an — — —

Rudolf: Steinitz ist heute morgen erschossen worden. Er liegt draußen im Jägerhaus am Grabenforst.

Max (erschrocken): Das ist nicht wahr!

Hugo: Du willst uns erschrecken, Rudolf.

Rudolf: Sehe ich so aus, als ob ich Scherze mache?

Hugo: Bei Gott, nein. Aber ich begreife gar nicht — —

Max: Er hat sich duelliert? Wie?

Rudolf: Ja, mit Kettler.

Max: Mit Kettler. (Geht erregt auf und ab.)

Hugo: Und er ist tot, sagst Du?

Rudolf: Er starb, noch ehe man ihn fortschaffen konnte.

Hugo: Durch die Brust?

Rudolf: Die Kugel traf die linke Lunge. Der Tod trat in wenigen Augenblicken ein.

Hugo (düster): Fürchterlich!

Max: Du warst sein Sekundant?

Rudolf: Und Leutnant Baumgarten.

Max: So! Du und Baumgarten. Im Grabenforst? Heute morgen?

Rudolf: Ja! Heute morgen im Grabenforst.

Hugo: Und die Ursache? Was war der Grund? Du siehst, wir haben keine Ahnung.

Max: Ja, wie ist denn das gekommen?

Rudolf: Ich weiß tatsächlich nicht, wie ich das erzählen soll. Ein Streit natürlich. Ihr wißt ja, daß Steinitz ein Hitzkopf ist. Er hat Kettler geohrfeigt.

Max: Aber die Ursache? Du erzählst ohne Zusammenhang. Denn so ohne weiteres schlägt Steinitz keine Ohrfeigen.

Rudolf: Ich muß sagen, daß ich eine unangenehme Mission erfülle.

Max (mahnend): Steinitz war unser gemeinsamer Freund.

Rudolf (nach einer Weile): Kettler ist Euch bekannt. Wenigstens flüchtig. Ihr werdet also wissen, daß er nicht selten Behauptungen aufstellt, die er nicht beweisen kann.

Max: Das wissen wir. Weiter!

Rudolf: Schön. Wir saßen also gestern im Kasino. Drüben im blauen Eckſalon. Es war schon spät nach Mitternacht. Und wir sprachen schließlich auch von der Affäre der Baronin Sterneck. Ihr wißt — —

Max und **Hugo** (nicken).

Max: Ja; weiter!

Rudolf: Plötzlich nennt Kettler (zu Max gewandt) Deinen Namen.

Max (stutzt): Meinen Namen? (Mit bitterm Lächeln:) Ah, ich verstehe.

Rudolf: Steinitz springt auf und repliziert. Kettler bleibt bei seinen Behauptungen. Beide geraten aneinander und Kettler erhält einen Schlag ins Gesicht. Den Skandal könnt Ihr Euch denken. Wir versuchten, die Sache friedlich beizulegen. Aber die beiden Parteien bestanden auf dem Zweikampf.

Max (wendet sich verdrießlich ab): Die ganze Sache ist sehr lächerlich!

Rudolf (erstaunt): Wie?! Was nennst Du lächerlich?

Max: Die ganze Affäre!

Hugo: Na, da muß ich denn doch sagen — —

Rudolf: Ich glaubte, Du würdest derjenige sein, der Steinitz' Tod am meisten beklagen würde.

Max (sie scharf betrachtend): Dazu habe ich wirklich keinen Anlaß.

Rudolf: Keinen Anlaß? Willst Du damit sagen — —

Max (unterbricht ihn, mit äußerster Schärfe): Ich will damit lediglich sagen und in aller Ruhe feststellen, daß ich zuerst sehr erschüttert war und jetzt ebenso sehr verärgert bin.

Hugo: Das verstehe ich nicht.

Max: Und ist doch so leicht zu verstehen. (Sehr bestimmt:) Mir erscheint jetzt die ganze Angelegenheit in einem anderen Licht. Ihr werdet mich gewiß nicht begreifen. Das weiß ich. Ich glaube fast, daß uns das von nun ab noch häufiger passieren wird. (Erklärend:) Seitdem ich hier im Krankenstuhle sitze, ist manches in mir anders geworden. Und nun sollt Ihr es endlich wissen (im Tone einer mühsam bekämpften Verzweiflung): Ich bin ein todkranker Mann, dem kein Arzt und keine Luftveränderung mehr helfen kann. In Wochen der Verzweiflung ist mir das zur Gewißheit geworden. Und in diesen Wochen der Einsamkeit und der schmerzvollsten Peinigung habe ich mich langsam von allem gelöst, was für mich einmal Lebenswert und Lebensinhalt hatte. Ich fühle, daß ich nur ganz lose und nur ganz äußerlich noch mit dem Leben zusammenhänge.... Eines Tages werde ich fiebernd nach Wasser schreien, und man wird es mir verweigern. Ich werde unter Hustenanfällen ersticken, und ich werde nur bezahlte Bediente um mich sehen. Und ich werde in den letzten Stunden noch das beschämende Gefühl einer peinlichen Unbehilflichkeit haben, die es mir unmöglich machen wird, auf eine manierliche Art zu sterben.

Rudolf: Max, Du redest ja ohne Zusammenhang. (Er ergreift Maxens rechte Hand und legt die andere Hand auf dessen Schulter.)

Hugo: Aber so beruhige Dich doch!

Rudolf: Du mußt zur Besinnung kommen, Max!

Max: Ihr meint, daß ich im Wahnsinn rede. O nein. Mir ist sehr klar.

Rudolf (beschwichtigend): Nein, nein! Du mußt Dich ausruhen.

Max (scharf): Laßt mich! Ich weiß, was ich spreche. (Zu Rudolf:) Man hat, wie Du sagst, meinen Namen mit dem Skandal der Baronin Sterneck in Verbindung gebracht Aber das stört mich nicht. (Ueberlegen, fast triumphierend:) Ich bin so weit, daß ich mich um das, was die Leute hinter mir herzischeln, nicht mehr kümmere. Ich habe es mir abgewöhnt, langweilige

Schwätzer ernst zu nehmen. Und ich habe es mir auch abgewöhnt, einem Verleumder gegenüber meine Ehre zu verteidigen. Ich finde keinen Geschmack daran, hinter jedem Lügenbuben mit geladener Pistole herzurennen .... Ist denn die Ehre eines Menschen etwas so Zartes, daß der blasse Hauch der Verleumdung ihr schaden kann? Ich mißbillige aufs schärfste die geräuschvolle Art, wie man um einer Bagatelle willen zur Pistole greift, wenn man den Lügenbuben weit bequemer mit Verachtung strafen kann .... (Er sieht die beiden an.) Vielleicht versteht Ihr jetzt, warum ich die Art, wie Steinitz sich meiner angenommen hat, für eine Lächerlichkeit halte. Aber ganz abgesehen davon: mich empört das ganze Verfahren. Gewiß, Steinitz war mein Freund. Aber auch meinem Freunde werde ich niemals gestatten, meine Ehre nach der Manier betrunkener Fuhrleute zu verteidigen. (Mit größter Bestimmtheit:) Meine Ehre ist meine privatesteAngelegenheit. Sie zu verteidigen bin nur ich berufen. Kein anderer! Jeden Eingriff empfinde ich als ungehörig und als taktlos.

Rudolf: Max, ist das Deine ganze Teilnahme für Steinitz?

Max: Man kann keinen Menschen zur Teilnahme zwingen. Sie zu heucheln vermag ich nicht. Steinitz hat sich in der Affäre tölpelhaft benommen und er hat dafür eine Lektion erhalten!

Rudolf: Entweder bist Du zynisch oder brutal. Wenn jemand zusammengeschossen wird, so nennst Du das: ihm eine Lektion erteilen?

Max: Ich bin weder zynisch noch brutal, sondern lediglich vernünftig und konsequent. Was habe ich getan? Ich habe das Opfer, das Steinitz mir bringt, abgelehnt. Ist das brutal?

Hugo: Du bist paradox.

Max: Ich übertreibe nicht. Im Gegenteil. Ich gebe mir Mühe, recht objektiv zu sein.

Rudolf: Du willst also nicht zugeben, daß Steinitz als Dein Freund verpflichtet war, für Dich einzutreten?

Max: Es war nicht seine Sache.

Rudolf: So ist es Dir also angenehm, wenn man Dich verleumdet?

Max: Angenehm nicht, aber sehr gleichgültig. (Ironisch:) Im übrigen: Woher wußte Steinitz, daß es eine Verleumdung war, was Kettler sagte? Wer garantiert Euch dafür, daß ich verleumdet wurde? Wer weiß, vielleicht sprach Kettler die Wahrheit. Ihr seht, es ist gar nicht so gefahrlos, einen Freund in Schutz zu nehmen.

Rudolf: Willst Du diese Sache mit Witzen abtun?

Max: Nicht im mindesten. Man kann es oft sehr ernst meinen, wenn man scherzhaft ist.

Hugo: Das ist Geschmackssache. Ich habe das Gefühl, als ob es Dir Vergnügen macht, frivol zu sein.

Max: Dazu wäre dieser Anlaß wohl wenig geeignet.

Sechster Auftritt.

Der Diener (tritt ein und meldet): Herr Professor Dr. Elsner. (Diener ab.)

Rudolf (leise): Genug davon.

Siebenter Auftritt.

Professor Dr. Elsner (tritt langsam ein): Guten Morgen, meine Herren. Ich finde Sie früh beisammen. Ich wundere mich.

Max (begrüßend): Der Herr Professor. (Geht ihm entgegen und drückt ihm die Hand.)

Hugo: 'n Morgen, Professorchen!

Rudolf: Guten Morgen! (Geben sich kordial die Hand.)

Elsner: Ich fürchte fast, ich störe.

Max: Aber Herr Professor, ich bitte Sie!

Elsner (legt seinen Zylinder auf einen Sessel): Ich finde Sie recht aufgeräumt, Herr Kreutzer. (Gemütlich zu Hugo und Rudolf:) Was sagen Sie, meine Herren! Herr Kreutzer will die Rolle eines Kranken spielen, und er sieht aus wie einer, der von seiner Gesundheit Andern etwas abgeben könnte.

Max (ablenkend): Darf Ich Ihnen, Herr Professor, die Biographie holen, die ich Ihnen leihen wollte?

Elsner (lachend): Sie haben sie wohl jedenfalls noch nicht gefunden. Es eilt ja auch nicht. Vielleicht — — —

Max: Nein, sie liegt drüben im Lesezimmer. Ich hole sie sofort. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. (Ab durch die linke Seitentür.)

Elsner (mit scheinbarer Befriedigung): Na, unserm Patienten geht's ja anscheinend besser.

Rudolf: Herr Professor, Sie verheimlichen uns etwas. Sie wollen uns täuschen.

Elsner: Wie kommen Sie zu dieser Vermutung, Herr von Weyenborn?

Rudolf: Sie haben Herrn Kreutzer untersucht; Sie haben ihn genau untersucht und Sie wissen, wie es mit ihm steht. Reden Sie ganz offen mit uns, Herr Professor. Sagen Sie uns, was Sie wissen. Denken Sie vor allem auch daran, daß wir seine Freunde sind, die hier vielleicht einmal gewisse Pflichten werden erfüllen müssen.

Elsner (forschend): Haben Sie etwas beobachtet?

Rudolf: Er muß in den letzten Tagen seelisch fürchterlich gelitten haben.

Elsner (nickt mit dem Kopfe; nach einer Weile): Ich will Ihnen sagen, wie es mit Herrn Kreutzer steht. Ich sehe ein, daß Sie ein Recht darauf haben. (Er sieht nach der Tür, durch die Max hinausging.)

Hugo: Reden Sie ganz offen mit uns, Herr Professor.

Elsner (in gedämpftem Ton): Erschrecken Sie nicht.

Achter Auftritt.

Max (tritt ein, mit einem Buch in der Hand, bleibt aber instinktiv stehen, als er seinen Namen hört).

Elsner (fährt fort): Herr Kreutzer ist ein todkranker Mann. Er hat nichts mehr zu hoffen. Drei Monate wird's vielleicht noch dauern, länger nicht. Das einzige, was ich vermag, ist, daß ich die Katastrophe um einige Wochen hinausschiebe.

Max (greift nach dem Türpfosten. Er ist bleich geworden. Aber diese Schwäche hat nur die Dauer eines Augenblicks und ist fast unauffällig).

Hugo: So glauben Sie also (unterbricht sich als)

Max (näher tritt; er sieht den Professor scharf an und übergibt ihm das Buch): Bitte sehr, Herr Professor!

Elsner (verlegen): Ich danke Ihnen, Herr Kreutzer.

Max (nach einer peinlichen Pause): Ich finde die Herren sehr schweigsam. Ich würde es sehr bedauern, wenn ich Sie irgendwie gestört haben sollte.

Elsner: In Ihrem Hause, Herr Kreutzer?!

Max (scharf): Herr Professor, ich habe große Lust, Ihre Worte zu wiederholen!

Elsner: Herr Kreutzer, verzeihen Sie, wenn ich . . .

Rudolf (einfallend): Max!

Max (langsam, mit scharfer Betonung): Sie waren so unvorsichtig, Herr Professor, sich in meiner unmittelbarsten Nähe über meinen Tod zu unterhalten. Sie sehen, daß Sie mich nicht erschreckt haben. Was Sie mir stets verschwiegen, was Sie meinen Freunden jetzt anvertrauten, — das weiß ich schon lange. (Erregter:) Aber ich habe jetzt ein Recht, zu fragen, weshalb Sie mich täglich von neuem über meinen Zustand zu täuschen suchten. Ich frage Sie jetzt: Weshalb haben Sie mir nicht gesagt, wie es mit mir steht? Ich habe Sie um die Wahrheit gebeten. Gefleht habe ich darum. Sie haben mich getröstet und zur Ruhe ermahnt. Und Sie wußten so genau, daß alle Kunst der Aerzte mich nicht heilen konnte.

Elsner: Herr Kreutzer! Sie erheben Vorwürfe gegen mich, die unberechtigt sind. Ich bin nicht nur ein Arzt, sondern vor allem auch ein Mensch. Und das Mitleid stelle ich über die Pflicht.

Max: Und die Lüge über die Wahrheit.

Elsner: Herr Kreutzer, wenn ich nicht wüßte, daß Sie erregt wären — — —

Rudolf (einfallend): Sie haben richtig gehandelt, Herr Professor!

Max: Das nennst Du richtig handeln? . . . Habe ich denn je ein Trostwort verlangt? Ich wollte die Wahrheit wissen. Zum Teufel mit der Höflichkeit, wenn's um Tod und Leben geht. Ein Arzt weiß, wo die Lebensgrenze ist. Er weiß, wann die Katastrophe eintritt. Und er hat zu reden, wenn es der Kranke wünscht. Im Angesichte des Todes sollte man doch nicht mehr versuchen, aus der Lüge eine Tugend zu machen.

Hugo (zu Elsner): Er ist nicht bei Sinnen.

Max: Ich bin so klar, wie ich's selten gewesen bin. Aber es empört mich, wenn ich sehe, wie man mit meinem Leben spielt.

Rudolf: Wer spielt mit Deinem Leben? Kein Mensch! Aber Du verdächtigst alle edeln Motive und siehst überall Komplotte und Verschwörer.

Hugo: Ich finde überhaupt, daß Du Dich ganz merkwürdig verändert hast.

Max (scharf): Das fühle ich selbst. Wir verstehen uns nicht mehr. (Milder, wie in Selbstbetrachtung:) Jeder erlebt wohl einmal in seinem Leben einen solchen Tag, an dem ihn auch die beste Freundschaft nüchtern anmutet. (Erklärend:) Wir haben uns innerlich zu weit voneinander entfernt, als daß wir uns noch verstehen könnten. Wir hören nur noch unsere Stimmen; aber wir verstehen unsere Worte nicht mehr. Um mich zu begreifen, müßtet Ihr das erlitten haben, was ich in den letzten Wochen erlitt. (In tiefstem, seelischem Schmerz:) Ich habe längst eingesehen, daß ich nie mehr gesunden würde, und ich habe Tage durchlebt, an denen ich der Verzweiflung nahe war. Wenn Ihr mich besuchtet, fandet Ihr mich hier im Lehnstuhle sitzen und Ihr wußtet nicht, durch welche Qualen ich mich kämpfte, ehe ich so ruhig wurde, wie ich es heute bin. (Ruhiger:) Ich habe die letzten Aengste überwunden und sehe nun mit ruhiger Gelassenheit auf das, was kommt. Den Kontakt mit dem Leben habe ich längst verloren, und ich empfinde es fast wie eine kleine Genugtuung, selbst von meinen Freunden nicht mehr verstanden zu werden.

Elsner: Wie paradox Sie doch sein können, Herr Kreutzer.

Max (mit bitterm Lächeln): Glauben Sie denn nicht, Herr Professor, daß es trotzdem ein wenig bitter ist, mit dem Gefühl allein zu bleiben, zwecklos gewesen zu sein? Und glauben Sie nicht, daß es auch ein wenig weh tut, wenn die Menschen, denen man einst nahe stand, uns fremd werden?

Elsner (achselzuckend): Ja, wenn man sich selbst vom Leben abkehrt — —

Rudolf: Ich weiß nicht, Max, ob Du eben von uns sprachst. Sind wir Dir denn fremd geworden?

Max: Wir wollen klar sehen. Nur die Gewohnheit heißt uns noch Freunde sein. Es gibt nichts, was uns innerlich zusammenhält. Warum sollen wir die Ketten der Freundschaft so lange schleppen, bis sie zu Lasten werden? Werfen wir sie fort und sagen wir uns Lebewohl. Euer Weg führt ins Leben zurück. Auf meinem Wege brauche ich keinen Begleiter.

Elsner: Herr Kreutzer, Sie sind überreizt.

Max (ironisch): Herr Professor, Ihre Diagnosen finden in mir nur noch einen Ungläubigen.

Elsner (kühl): Das berechtigt den Arzt, sich zu empfehlen. (Will gehen.)

Max: Herr Professor, bleiben Sie noch einen Augenblick. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie kränkte.

Elsner (ist stehen geblieben und sieht Max scharf an).

Max: Sie müssen mir noch einen Dienst erweisen. Wollen Sie?

Elsner: Noch einen Dienst?

Max: Ja, noch einen kleinen Dienst.

Elsner: Gut! Ich will's versuchen.

Max: Sie werden es tun. Verzeihen Sie einen Augenblick. (Zu Rudolf und Hugo im Vorbeigehen mit bitterm Hohn:) Nicht wahr, es ist merkwürdig, wie sehr man sich verändern und mißverstehen kann? (Er geht zur Tür des Nebensalons links, bleibt plötzlich stehen und kommt zurück; er sieht alle drei scharf an, macht eine heftige, fast trotzige Handbewegung, kehrt wieder um und geht mit hastigen Schritten durch die Tür.)

Rudolf: Wie merkwürdig er ist! Ich fange an, an seinem Verstande zu zweifeln.

Elsner: Er ist seelisch ein gespaltener Mensch.

Hugo: Aber er kann einem doch wirklich leid tun.

Rudolf: Was meinen Sie, Herr Professor? Er hat uns dreien eigentlich auf eine so deutliche Weise die Tür in die Hand gegeben, daß uns fast nichts anderes übrig bleiben wird, als bald zu gehen.

Elsner: Bedenken Sie, Herr von Weyenborn, daß Sie einen kranken Menschen vor sich haben.

Hugo: Sie haben recht, Herr Professor, da muß man viel verzeihen.

Rudolf: Sie sollten ihm noch einen Gefallen tun?

Elsner: Ich habe so verstanden. Ich weiß nicht, was er — —
(Im Nebenzimmer fällt ein Schuß. Die drei fahren erschrocken zusammen und sehen unwillkürlich nach der Tür.)
Rudolf: Ein Schuß!
Hugo (zugleich): Wer hat geschossen?
Elsner: Zum Teufel! Was soll denn — — —
Rudolf: Max! (Geht rasch durch die Tür.)
Elsner (folgt).
Hugo (sinkt in einen Sessel). — (Man hört von drinnen)
Rudolfs Stimme (einzelne abgerissene Worte): Unglaublich! .... Ein Kranker .... Trotzdem .... Keine Schuld.
Elsners Stimme (ist undeutlich zu hören. Es scheint, daß er einige Anweisungen gibt. Man hört ein Stuhlrücken).
Hugo (sieht nach der Tür. Einige Augenblicke vergehen, bis

9. Auftritt.

Rudolf (zurückkommt).
Hugo: Tot?
Rudolf (macht eine unbestimmte Geste).
(Kleine Pause.)

---

10. Auftritt.

Elsner (kommt langsam herein, ruhig konstatierend): Ja, meine Herren, hier ist nichts mehr zu retten. Der Fall ist erledigt.
Hugo: Grauenhaft! Ganz grauenhaft! (Kleine Pause.)
Rudolf (zu Elsner): Wie merkwürdig ruhig er war, als er sich Ihren letzten Dienst sicherte!
Elsner: Mir hat diese Sachlichkeit sehr imponiert. Das muß ich sagen.
Hugo: Ich kann gar nicht verstehen, weshalb er eigentlich ... Ich meine, das tut man doch nicht.
Elsner (ganz ruhig): Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Frentzen. Kranke Menschen denken und handeln sprunghaft. Ich bin Arzt und mir dürfen Sie das glauben. Wir werden uns eben mit der Tatsache vertraut machen müssen, daß da drüben im Nebenzimmer ein Mensch liegt, der sich, sozusagen, erschossen hat.
Hugo: Ich kann das alles noch gar nicht fassen.

Elsner: Natürlich! Das Ereignis ist ja noch ein bißchen frisch .... (Nach einer kurzen Pause:) Es ist übrigens vielleicht ganz gut so. Sie werden zugeben, daß dieser Mann dort drinnen schon lange nicht mehr zu uns gehörte. Er muß das wohl selbst ganz deutlich gefühlt haben. Und er hat auch gewußt, daß er für das Leben verloren war. Er hat, wenn man so sagen darf, die Konsequenzen gezogen.

Rudolf (anerkennend): Konsequent war er eigentlich immer. Das ist wahr.

Elsner: Es gibt sehr wenig Menschen, die so konsequent zu sterben wissen. Das will gelernt sein.

Hugo: In allen diesen Dingen fehlt mir noch jede Sachkenntnis.

Rudolf: Wissen Sie, Herr Professor, wenn ich mir alles so überlege, dann will es mir fast scheinen, als müßten wir seinen Tod wie eine Ironie empfinden.

Hugo: Pfui, Rudolf!

Rudolf: Ganz zweifellos! Er hat uns seine Ueberlegenheit zeigen wollen. Er hat ganz deutlich ausdrücken wollen, daß er mit dem Leben und mit uns nichts mehr zu schaffen haben mag.

Hugo: Was sagen Sie dazu, Herr Professor?

Elsner (ein wenig verwundert): Herr von Weyenborn, Sie könnten recht haben. Sie haben sogar unbedingt recht. Jetzt wird das alles ganz klar. Er hat uns allen gründlich seine Meinung gesagt, ist zur Tür hinausgegangen und hat uns hier wie die Narren stehen lassen.

Hugo: Potzsapperlot! Das ist ja eine nette Bescherung

Rudolf (sehr erleichtert): Ich glaube, jetzt brauchen wir auch! gar nicht mehr erschüttert zu sein.

Hugo (plötzlich): Zum Teufel, mein Gaul steht ja noch unten. (Greift nach Mütze und Peitsche.)

Elsner (sachlich): Meine Herren, unsere Anwesenheit in diesem Hause ist jetzt eigentlich vollkommen überflüssig. Am besten ist's, man meldet die ganze Geschichte gleich der Polizei. (Alle ab.)

(Vorhang.)

Das Dreieck

Eine Komödie.

Personen:

Richard Bergmann, Regierungsrat.
Gertrud, seine Frau.
Dr. Ernst Pfeil, Schriftsteller.

Das Stück spielt in der Wohnung des Regierungsrats Bergmann. — Zeit: Gegenwart.

Bemerkungen zu den Personen.

Richard Bergmann, 48 Jahre alt, groß und kräftig, dunkler Schnurrbart, ruhiges Auftreten. Gertrud, seine Frau, etwa 27 Jahre alt, eine seltsame Mischung von Weltdame und Kind. Ernst Pfeil, Anfang der Dreißiger, elegante Erscheinung.

Das Dreieck.

Der Schauplatz der Komödie ist ein vornehmer Salon. Haupttür an der hintern Längswand. Seitentüren an der linken Seitenwand hinten und an der rechten Seitenwand vorn. Diese beiden Türen sind mit Portieren verhängt. Links vorn ein Fenster, davor Klavier. In der Mitte des Salons Tisch mit Stühlen und Sesseln. An der rechten Seite hinten Buffet. An den Wänden einige Landschaften. Links in der Ecke ein Regal mit Büchern. Darauf eine Marmorbüste. Eine Uhr. Auf dem Tisch steht ein Teeservice. Bevor der Vorhang in die Höhe geht, hört man Klavierspiel. Leichte Musik. Das Spiel geht bei offener Szene weiter.

(Links und rechts vom Schauspieler.)

Erster Auftritt.

Gertrud (sitzt am Klavier; sie beendet nach einigen Takten das Spiel, wendet den Kopf nach der Tür und lauscht, steht dann auf und blickt nach der Standuhr. In diesem Augenblick ertönt draußen die Schelle. Gertrud geht hinaus und öffnet.)

Zweiter Auftritt.

Gertrud und Schriftsteller Dr. Ernst Pfeil treten durch die Haupttür ein.

Gertrud: Sie sind so pünktlich, daß ich fast vermute, Sie sind ein ehemaliger Militär.

Ernst: Fehlgeschossen, meine Gnädigste. Ich habe mit dem Militär nie etwas zu tun gehabt.

Gertrud: Nun, dann trifft Sie mein Lob um so mehr — (deutet auf einen Sessel, damit er Platz nehme; sie setzt sich.)

Ernst (nimmt ihr gegenüber Platz) — — das ich dankend quittiere.

Gertrud: Sie haben meinen Brief erhalten?

Ernst: Gewiß. Allerdings. Sonst wäre ich ja nicht hier. Das heißt: ich muß sagen, daß ich über Ihre liebenswürdige

Einladung erstaunt war . . . Pardon! Ich meine damit nur, daß unsere Bekanntschaft doch noch zu neu ist, als daß ich hätte erwarten dürfen — — (stockt.)

Gertrud: Sie stocken. Warum sprechen Sie nicht aus?

Ernst: Nun ja. Wie gesagt, ich war nicht darauf vorbereitet.

Gertrud (lächelnd): Aber das hat Sie nicht abgehalten — —

Ernst (ebenso): — — zu erscheinen. Sie sehen, meine Gnädigste, wie rasch ich bereit bin, die gesellschaftliche Konvention — zu vergessen.

Gertrud: Was dachten Sie im ersten Augenblick?

Ernst (mit feinem Lächeln): Ich hielt es für angemessen, nichts zu denken.

Gertrud: Und Sie verlangen, daß ich Ihnen das glauben soll?

Ernst: Nein, das verlange ich nicht. Ich überlasse es Ihnen.

Gertrud: Sie sind ein feiner Diplomat.

Ernst: So? Das macht mich neugierig.

Gertrud: Ich glaube, Sie sprechen immer das Gegenteil von dem, was Sie meinen.

Ernst: Das ärgert Sie?

Gertrud: Es verstimmt mich.

Ernst: Oh!

Gertrud: Man weiß nie, woran man bei Ihnen ist.

Ernst: Das tut mir aber sehr leid.

Gertrud: Sie spotten nie, aber Sie spötteln immer.

Ernst: Welch feine Unterschiede Sie zu machen wissen.

Gertrud: Das ist nicht schwer. Den Spott kann man zurückweisen. Das Spötteln aber macht wehrlos.

Ernst: Diese These will ich mir merken.

Gertrud (mit heiterer Entrüstung): Mir scheint, Herr Doktor, daß Sie keinen Wert darauf legen, ernst genommen zu werden.

Ernst: So ist es. Ich habe absolut keinen Ehrgeiz. Die langweiligsten Menschen sind die, die um jeden Preis der Welt ernst genommen sein wollen.

Gertrud: Das heißt also?

Ernst (langsam, mit Betonung): Daß ich nicht langweilig sein will.

Gertrud: Ich muß sagen: das ist ein sehr gutes Prinzip.

Ernst: Prinzip! Finden Sie nicht, daß das ein recht spießbürgerliches Wort ist?

Gertrud: Ah! Sie sind jedenfalls kein Freund von Prinzipien?

Ernst: Sie mißverstehen mich. Ich schätze gewisse Grundsätze; aber man muß intelligent genug sein, Prinzipien zu beherrschen. Man darf sich nicht von ihnen beherrschen lassen. Es gibt Menschen, die ihr Leben hindurch die gleichen Anschauungen und Prinzipien mit sich herumtragen. Prinzipien erleichtern die Gedankenarbeit ungemein; aber sie machen denkfaul.

Gertrud: Wie geistreich Sie sind, wenn Sie übertreiben. Aber nun trinken Sie ein Täßchen Tee. (Schenkt zwei Schälchen ein.)

Ernst (verbeugt sich).

Gertrud: Wissen Sie, Herr Doktor, daß Sie in Ihren Romanen oft ganz anders sprechen?

Ernst: Nicht ich, sondern meine Menschen.

Gertrud: Oft habe ich mich schon gewundert, wie anschaulich Sie die Menschen schildern. Man glaubt, sie seien einem längst vertraut. Zuweilen, Herr Doktor (sie droht mit dem Finger), werden Sie auch ein wenig keck; aber man hat bei Ihnen stets die Garantie, daß Sie zuviel Geschmack besitzen, um jemals den guten Ton zu verletzen.

Ernst (mit leisem Vorwurf): Sie rechnen mir als Tugend an, was ich als selbstverständlich betrachte.

Gertrud: Oh, wie leicht man Sie kränken kann.

Ernst: Pardon, es sollte nur eine Bemerkung sein.

Gertrud (betrachtet ihn von der Seite).

Ernst: Sie sehen mich an.

Gertrud: Hm! ... Ihre Romane sind übrigens sehr lebensfrisch. Aber ich habe in Ihren Büchern schon manchen Widerspruch entdeckt.

Ernst (erfreut): O, das freut mich sehr. Das interessiert mich. Leute, die sich widersprechen, sind in der Regel kompliziert und verdienen deshalb die größte Beachtung.

Gertrud: Ah! Sie wollen also beachtet werden?

Ernst: Gewiß! Das möchte ich. Das ist der Ehrgeiz jedes Künstlers.

Gertrud (lächelnd): Nun, Sie kennen ja das Rezept: Widersprechen Sie sich nur recht oft und Sie haben Erfolg.

Ernst (belehrend:) Sie unterschätzen das. Sich zu widersprechen ist außerordentlich schwer. Es gehört enorm viel Talent dazu.

Gertrud: Das ist mir allerdings neu. Aber passen Sie auf, Herr Doktor, man wird Sie wegen dieser Widersprüche tadeln.

Ernst (entzückt): Ja, wenn ich das erreichen könnte. Das möchte ich ja gerade. Sie glauben gar nicht, wie sehr mir diese fortgesetzten Anerkennungen schon geschadet haben!

Gertrud: Geschadet? Und ich habe mich immer über jede Anerkennung Ihrer Werke gefreut!

Ernst: O, wie falsch! Wie grundfalsch! Die besten Erfolge sind die Mißerfolge. Es ist eine alte Erfahrung: Wer bekämpft oder getadelt wird, hat in der Regel etwas Vortreffliches vollbracht. Das Gute wird immer mißverstanden.

Gertrud: Nun, ich habe darüber wesentlich andere Ansichten.

Ernst: Dann verdienen Sie das weitgehendste Mitleid, meine Gnädigste.

Gertrud: Sie meinen es sehr gut mit mir.

Ernst: Die Gutmütigkeit ist der lächerlichste Fehler meines Charakters.

Gertrud: Man weiß nicht recht, Herr Doktor, was man eigentlich über Sie denken soll.

Ernst: Denken Sie an mich als an einen Menschen, dessen Wesen aus lauter Vorzügen und Fehlern besteht.

Gertrud: Man ist geneigt, von Ihnen immer das Schlimmste zu glauben.

Ernst: Dazu möchte ich sogar dringend raten .... Ich sehe, Sie sind auf dem besten Wege, mich zu verstehen.

Gertrud (lachend): Sie verstehen es ausgezeichnet, sich zu charakterisieren ... Die Kunst der Charakterisierung ist übrigens, nach meinem Empfinden, Ihre stärkste Seite. Manchmal

denke ich, daß jemand, der derartige Dinge schreibt, viel beobachten oder — — — viel erleben muß.

Ernst (lachend): Meine Gnädigste, Sie sind ein kleiner Staatsanwalt.

Gertrud: Ich? . . . Wieso?

Ernst (lächelnd): Sie verstehen so allerliebste Fragen zu stellen.

Gertrud (vorwurfsvoll): So halten Sie mich für neugierig?

Ernst: Das sind, mit Unterschied selbstverständlich, wohl alle Frauen.

Gertrud: O, das ist stark! Ich habe Sie immer für einen so feinen Frauenkenner gehalten. Und nun sehe ich, daß Sie das gar nicht sind. Sie kennen uns Frauen sehr schlecht.

Ernst (lächelnd und überlegen): Sie loben und tadeln in einem Atemzuge.

Gertrud: Wie Sie es verdienen.

Ernst: Sie sehen, daß ich lächle. Ich höre mir Ihr Lob an, wie ich mir Ihren Tadel anhöre, und bleibe ruhig dabei. Ich lasse mich nicht irritieren, weil ich merke, wie leicht man Sie umstimmen kann.

Gertrud: Ah, Sie verstehen zu schmeicheln. Sie halten mich also auch noch für launenhaft.

Ernst: Habe ich das wirklich gesagt?

Gertrud: O, Sie sind ein Schlimmer! Sie sagen mir die größten Ungalantheiten mit der größten Galantheit.

Ernst: Und Sie sind reizend, wenn Sie gereizt sind.

Gertrud: Nein! Nein! Sie sollen mir nicht entwischen. Sie haben gesagt, daß die Frauen neugierig sind. Bitte, beweisen Sie das!

Ernst: Beweisen? Das ist ebenso leicht, als es schwer ist.

Gertrud: Ach, Ihre ewigen Wortspiele! Nein, damit richten Sie in diesem Falle bei mir nichts aus.

Ernst (schlägt mit der flachen Hand leicht auf den Tisch): Gut! Ich pariere! (Er hält inne und blickt sie scharf an.) Ein Rappe ist schwarz. Nicht wahr, dagegen läßt sich nichts sagen?

Gertrud: Nun hören Sie aber auf. Daß Sie nicht einen Augenblick bei der Sache sein können.

Ernst: O bitte! Halten wir das fest. Ein Rappe ist also schwarz! Ich sehe es ganz deutlich mit meinen Augen. Ich sehe das glänzende Schwarz, und ich freue mich sehr darüber. Aber sehen Sie, meine Gnädigste, einem Farbenblinden werde ich niemals beweisen können, daß der Rappe wirklich schwarz ist.

Gertrud: Wissen Sie, Herr Doktor, ich habe die Dichter für geschmackvoller gehalten. Außerdem: Was gehen mich Ihre Farbenblinden an?

Ernst: Ihre Bemerkung beweist, daß Sie mich gar nicht verstanden haben.

Gertrud: Nun?

Ernst: Sehen Sie, der Farbenblinde wird an meinen Worten zweifeln, auch wenn ich mit Engelszungen reden könnte. Ich kann es ihm nicht beweisen. So kann ich zum Beispiel auch sagen: Die Frauen sind neugierig. Aber wenn ich Ihnen das beweisen wollte, — Sie würden mir nicht glauben.

Gertrud: O, wie Sie sich aus jeder Affaire zu ziehen wissen. Vor Ihnen muß man sich sehr in acht nehmen.

Ernst: Sie bereuen es schon, daß Sie mich gerufen haben.

Gertrud: Warum sollte ich das bereuen? Ich bereue nie etwas.

Ernst: Meine Gnädigste, da versäumen Sie sehr viel. Die Reue ist stets das Beste jedes Vergnügens.

Gertrud: Nicht in jedem Ihrer Paradoxen steckt Wahrheit.

Ernst: In diesem unbedingt.

Gertrud: Ich würde mit Ihnen darüber streiten, wenn Sie mir nicht wieder einen Rappen zum Zeugen Ihrer Behauptungen vorführen würden.

Ernst: Ich merke, der Vergleich von vorhin hat Ihnen nicht gefallen. Vielleicht deswegen, weil er Sie überzeugt hat.

Gertrud: Ich muß Ihnen sagen, Herr Doktor, daß mich seit einem Jahre noch kein Mensch so aufgebracht hat, wie Sie in diesen zehn Minuten.

Ernst: Das würde mich sehr kränken, wenn es für mich nicht so sehr schmeichelhaft wäre.

Gertrud: Sie sind unverbesserlich. (Steht auf, Ernst ebenso.) Trotzdem! Ihre Art und Weise gefällt mir.

Ernst: Nun, so wollen wir nach diesem kleinen Scharmützel einen für beide Teile ehrenvollen Frieden schließen.

Gertrud: Darauf gebe ich Ihnen meine Hand.

Ernst (nimmt ihre Hand. Sie stehen sich Hand in Hand und Auge in Auge gegenüber).

Gertrud: Sie lassen ja aber meine Hand gar nicht los!

Ernst (lachend): Wirklich? Das finde ich aber unerhört!

Gertrud: Man sollte Ihnen nur den kleinen Finger geben.

Ernst: Wie dem Teufel.

Gertrud: Mit dem Sie übrigens ein wenig Aehnlichkeit haben.

Ernst: Weil ich gleich die ganze Hand genommen habe. (Läßt ihre Hand los.) Also Friedensschluß!

Gertrud: Friedensschluß!

Ernst (geht mit betrachtendem Blick hin und her, plötzlich): Wo ist eigentlich Ihr Gatte?

Gertrud: Er kommt jedenfalls erst spät nach Hause.

Ernst: Aber Ihre Dienstboten? Sie öffneten mir vorhin selbst die Tür.

Gertrud: Mein Dienstmädchen ist ausgegangen.

Ernst (verblüfft): So sind wir also ganz allein?

Gertrud: Ist Ihnen das unangenehm?

Ernst: Ich bin überrascht.

Gertrud (überlegen): Sie zu überraschen, ist ein Erfolg.

Ernst: Meine Gnädigste, Sie treiben ein gefährliches Spiel.

Gertrud: Halt! Diese Worte habe ich schon einmal in einem Ihrer Romane gelesen. Sie müssen im Leben nie die Sprache Ihrer Romanfiguren sprechen.

Ernst (für sich): Verteufelt! (laut:) Was wollen Sie von mir?

Gertrud: Ich wußte nicht, daß Sie eine so ungeschickte Frage stellen können. (Geht auf ihn zu.) Verzeihen Sie mir.

Ernst: Ich begreife Sie nicht.

Gertrud (leise): Und Sie schreiben Romane?!

Ernst (sieht sie starr an).

Gertrud (ganz ernst): Sie müssen mich anhören! Kennen Sie meinen Mann?

Ernst: Nein! Was soll diese Frage?

Gertrud: Er ist zwanzig Jahre älter als ich.

Ernst: Das ist wirklich sehr rücksichtslos von ihm.

Gertrud: Nein, so nicht. Nicht dieser Ton. Versuchen Sie, so ernst zu sein, wie ich es bin. (Sieht ihn an; dann:) Ich glaube, daß ich Ihnen vertrauen darf. Ich will Ihnen vertrauen. Und ich will, daß Sie fühlen lernen, was ich fühle. Können Sie denn nicht begreifen, was meine Jugend an dem Alter meines Mannes entbehrt? Ich führe ein Leben, das gar kein Leben ist. Wie in einer Fremde bin ich hier. Ganz einsam. Ich habe keinen Menschen, mit dem ich reden kann und der mich versteht. (Nach einer Weile:) Wenn ich Sie nun bitten würde, mir ein ganz klein wenig ein Freund zu sein? ....

Ernst (überrascht): Ich — Ihr Freund?

Gertrud: Versuchen Sie es. (Reicht ihm die Hand, die er ergreift.)

Ernst: Frau Gertrud!

Gertrud: Beurteilen Sie mich nicht falsch. Darum möchte ich Sie bitten.

Ernst (schüttelt lächelnd den Kopf).

Gertrud: Meine Offenheit hat Sie verletzt. Ich sehe es. Und ich kann das auch verstehen. Aber ich habe mich schon so lange nach einem verstehenden Freunde gesehnt. (Nach einer Weile:) Mein Mann behandelt mich wie ein Kind. Er behandelt mich, als ob ich seine Tochter wäre. Gewiß, er ist immer freundlich und liebevoll. Aber diese Freundlichkeit verletzt mich und macht mich ganz schüchtern.

Ernst (kopfschüttelnd, innig): Ihr Frauen seid komplizierte Geschöpfe. Für den warmen Hauch der väterlichen Freundschaft fühlt Ihr nichts. Ihr verlangt immer die heiße Liebe des Liebenden.

Gertrud (innig): Sehen Sie, wenn Sie so sprechen, habe ich Sie wieder gern. Sie sind ein ganz merkwürdiger Mensch. Sie haben die Fähigkeit, sich wunderbar zu verändern, und fast glaube ich wieder, daß Sie uns Frauen doch verstehen.

Ernst: Sie sprachen vorhin von Ihrem Gatten.

Gertrud: Er ist gut; er ist so gut, daß man ihn schätzen muß; aber er ist ein entsetzlicher Pedant. Er kennt nur seine Arbeit, sonst nichts. Er geht am Leben vorüber und sieht nicht,

wie schön es ist. Wenn er bei seiner Arbeit sitzt, dann fühlt er sich wohl, und er fragt nicht, wie ich die Zeit verbringe.

Ernst: Und darunter leiden Sie?

Gertrud: Soll ich nicht? Fragen Sie die Frauen. Fast alle leiden sie unter demselben Schicksal. Die Männer kennen ihre Frauen nicht und deshalb sehen sie den seelischen Reichtum der Frau nicht. Es genügt dem Manne, wenn er die Frau erobert hat. Sie wirklich zu gewinnen versteht er nicht.

Ernst: Ich sehe, Frau Gertrud, daß ich Sie ernster nehmen muß, als ich es anfangs wollte.

Gertrud: Sie haben mich also falsch eingeschätzt?

Ernst: Ich kann es nicht leugnen. Aber Sie haben mich angenehm enttäuscht.

Gertrud: Sehen Sie, wir Frauen geben uns niemals gleich so, wie wir wirklich sind. Es gibt aber gewisse Stunden, in denen man uns ganz kennen lernen kann.

Ernst: Wie die jetzige.

Gertrud: Das müssen Sie fühlen. Das läßt sich nicht sagen oder andeuten — —

Ernst: Oder beweisen. Sie geben jetzt zu, Frau Gertrud, daß es wirklich Dinge gibt, die man nicht beweisen kann. (Lächelnd:) Die Geschichte von dem Rappen war gar nicht so dumm.

Gertrud: Sehen Sie, Herr Doktor, mit meinem Manne habe ich nie so reden können. Er lacht mich einfach aus und sagt, darüber könne ein so kleines dummes Frauchen wie ich gar nicht sprechen. (Nach einer Pause:) Nun wissen Sie, wie meine Welt aussieht. Für mich ist das Leben noch etwas unsagbar Geheimnisvolles.

Ernst: Und nun soll ich, der Schriftsteller, der Lebensschilderer, Ihr Führer in dieses große Leben sein? Meinen Sie nicht, daß diese Rolle auch ihre kleinen Schwierigkeiten hat?

Gertrud: Für einen Freund gibt es keine Schwierigkeiten.

Ernst: Ihnen stellt sich alles viel leichter dar. Sie haben nicht die Fähigkeit, die Dinge in der Perspektive der Wirklichkeit zu sehen.

Gertrud: O, jetzt fangen Sie auch schon an, mich zu schulmeistern.

Ernst: Sie zwingen mich dazu. Aber seien Sie mir nicht böse. (Gertrud gibt ihm ihre Hand, die er küßt.) Sie haben ja ein entzückendes Händchen.

Gertrud (amüsiert): Ach!

Ernst (küßt ihre Hand): Wirklich ein ganz reizendes Händchen. (Küßt nochmals Gertruds Hand und behält sie in der seinen.)

Gertrud: Ich bin doch neugierig, in welchem Ihrer nächsten Romane ich diese Szene wiederfinden werde.

Ernst: Sie trauen mir diese Indiskretion zu?

Gertrud: O, Euch Dichtern ist niemals zu trauen.

Ernst: Daß mir die Besitzerin dieser kleinen schönen Hand solche Bosheiten sagen kann. Sie wissen gar nicht, daß die ungeschriebenen Romane stets die schönsten sind.

Gertrud: Wenn Sie es sagen — — —

Ernst (küßt nochmals ihre Hand).

Dritter Auftritt.

Richard (tritt mit einer Aktenmappe ein und bleibt bei dem Anblick der beiden, die sein Eintreten nicht bemerken, stehen, gedehnt): Nanu?

Ernst (läßt Gertruds Hand los. Beide blicken erschrocken auf).

Richard (erstaunt): Was soll das heißen, Gertrud?

Gertrud (Richard scharf ansehend, überlegen): Wenn Du so laut sprichst, machst Du es mir unmöglich, Dir meinen Gast vorzustellen.

Richard: Deinen Gast? Ja, wie denn? In meiner Abwesenheit? (Auf Ernst zutretend, halblaut:) Mein Herr!

Ernst (zu Gertrud): Gnädige Frau!

Gertrud: Pardon! (Stellt vor:) Mein Mann . . . Schriftsteller Dr. Ernst Pfeil.

Richard (erstaunt): Wie? Dr. Pfeil? Das ist allerdings — — Verzeihen Sie, Herr Doktor. Es ist mir ein Vergnügen. (Gibt ihm die Hand.)

Ernst (ironisch): O, das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.

Richard: Sie sehen mich überrascht. (Gibt Gertrud die Aktenmappe, die damit links ins Nebenzimmer geht.) Aber gestatten Sie mir eine Frage. Es ist merkwürdig: Sie küssen meiner Frau die Hand?

Ernst: Das finden Sie merkwürdig, Herr Regierungsrat?

Richard: Wenn ich so sagen darf.

Ernst: Herr Regierungsrat, Ihre Frau Gemahlin verdient mehr Vertrauen. Sie verdient übrigens auch, daß man ihr die Hand küßt.

Richard: Inwiefern verdient sie das?

Ernst: Herr Regierungsrat, das muß ich Ihnen, dem Gatten, sagen? (Lachend:) Sie könnten mich ebenso gut fragen, weshalb ich überhaupt hier bin.

Richard: Nun?

Ernst: Diese Frage möchte ich nicht direkt beantworten.

Richard: Wenn ich nun fragen würde — — —

Ernst: Dann würden Sie anders fragen müssen. Als ich einmal als kleiner Junge auf dem Apfelbaume unseres Nachbars saß, kam der Nachbar hinzu und fragte mich, was ich dort oben mache. Sehen Sie, Herr Regierungsrat, auf diese direkte Frage bin ich dem Manne die direkte Antwort einfach schuldig geblieben.

Richard: Was meinen Sie damit?

Ernst (mit einer Handbewegung): Nichts!

Richard: Aus Ihnen, Herr Doktor, soll einer klug werden.

Vierter Auftritt.

Gertrud (kommt von links wieder herein).

Richard: Es scheint, daß ich Sie in meinem Hause willkommen heißen darf.

Ernst (verbeugt sich).

Richard: Ich habe Vertrauen zu Ihnen.

Gertrud: Ich auch, Herr Doktor. Ich hoffe, daß es von jetzt ab weniger einsam sein wird.

Richard: Weniger einsam? Wie meinst Du das, Gertrud?

Gertrud (vorwurfsvoll): Wie ich das meine? Daß Du das nicht begreifst, verstehe ich. Du sitzt bis spät in die

Nacht drüben in Deinem Zimmer über Deinen Akten und hast nie gefragt, ob mich die Langeweile quält. Du bist Deine eigenen Wege gegangen und hast mich behandelt, wie man ein Kind behandeln mag. Aber niemals hast Du in mir Deine Frau gesehen.

Richard: Gertrud! Wir sind nicht allein!

Ernst (will gehen): Sie werden gestatten — —

Gertrud: Nein, Herr Doktor, bleiben Sie. Was ich zu sagen habe, müssen Sie hören. Richard, ich will einmal offen mit Dir reden, weil ich kein Geheimnis vor Dir haben will. In den wenigen Jahren unserer Ehe bist Du wohl mein Gatte gewesen, aber Du hast Dir nie Mühe gegeben, auch mein Freund und Vertrauter zu sein. Du hast nie versucht, mich zu verstehen. Ich hatte gehofft, daß Du mir das Leben zeigen würdest. Statt dessen sitze ich in dieser Einsamkeit, in der ich langsam zu grunde gehe. Von diesem Herrn (auf Ernst deutend) habe ich gehofft, daß er mir den Freund ersetzen werde.

Richard: Ja, was ist denn das? . . . Ich habe Dich nie so reden hören!

Gertrud: Weil Du mich nie zu Worte kommen ließest. Ueberhaupt weshalb soll man über Dinge reden, die man fühlen muß.

Richard: Ja, wie konnte ich denn das? Ich habe nie einen Verdruß bei Dir bemerkt.

Gertrud: Weil Du mich nie beachtet hast.

Richard: So meinst Du, daß ich Dich vernachlässigt habe?

Gertrud: Du hast nur Deine Arbeit gekannt.

Richard: Und die Zukunft? Wie hast Du Dir die vorgestellt?

Gertrud: Mit einem Freunde.

Richard: Also zu Dreien. Sozusagen eine Ehe mit sechs Beinen. (Lacht.) Ich war eben auf dem besten Wege, Dir recht zu geben. Vorher hast Du gesprochen wie eine Frau, jetzt bist Du wieder naiv wie ein Kind. Nein, diese Idee! (Lacht.)

Ernst: Ich sehe, Herr Regierungsrat, Sie haben wirklich Humor.

Richard: Was sagen Sie zu dieser drolligen Idee?

Ernst: Die Idee dürfte modern sein; nur müssen die Rollen stillschweigender unter die Akteure verteilt werden. Es gibt sehr viele Frauen, die neben ihrem Manne auch einen Gatten haben.

Richard (ablenkend): Na ja, gewiß, in Ihren Romanen.

Ernst: Der Roman ist aber ein Spiegelbild des Lebens.

Richard: Nein, er ist ein Produkt der Phantasie.

Ernst: Das ist eine Schmeichelei für mich. Ich habe mich immer für recht phantasielos gehalten.

Richard: Sie streiten auf eine amüsante Weise, die mir Vergnügen macht. Meine Frau hat recht. Sie müssen von jetzt ab öfter zu uns kommen. Ich fühle selbst, das unser stilles Haus einen frischen Luftzug von draußen gebrauchen kann.

Ernst (verbeugt sich): Ich werde mich beeilen, zu gehorchen. (Im Nebenzimmer läutet das Telephon.)

Richard: Das Telephon! Verzeihen Sie einen Augenblick, Herr Doktor! (Links ab.)

Gertrud (nach einer Pause, auf Ernst zutretend): Nun, was sagen Sie?

Ernst (sie vorwurfsvoll ansehend): Sie haben mir Ihren Mann ganz falsch geschildert. Er ist gar kein Pedant. Er ist ein ganz vorzüglicher Mensch.

Gertrud: Daß Sie mir das sagen?

Ernst: Wer sollte es Ihnen sonst sagen?

Gertrud: Ich habe geglaubt, Sie würden mich ganz verstehen.

Ernst: Sie haben die Geschichte ganz undiplomatisch angefaßt. Ungeschickter konnten Sie es nicht machen. Ich bin fest überzeugt, daß Ihr Gatte Sie richtig behandelt hat: als Kind, als Tochter, als Weltfremde. Sie kennen trotz Ihrer Klugheit nicht die feine Kunst der lautlosen Diplomatie. Sie haben trotz Ihrer Fraulichkeit nicht den Fraueninstinkt für delikate Dinge. Beinahe hätten Sie mich in eine peinliche Situation gebracht.

Gertrud: Habe ich das wirklich?

Ernst (kopfschüttelnd): Wie naiv Sie sein können! Wie konnten Sie so ohne alle Umstände mich Ihrem Mann als — als — als — Nebenmann vorstellen. Ueberlegen Sie,

wenn Ihr Gatte ein Pedant gewesen wäre. . . (Anerkennend.) Nein, wirklich, er ist ein ganz vorzüglicher Mensch.

Gertrud: Ist das Ihr Ernst?

Ernst: Ja, glauben Sie denn, daß ich jetzt noch scherze?

Gertrud: So meinen Sie also — — —?

Ernst: Ich meine, daß Sie ihn richtig schätzen lernen sollen. Sie glauben sich vernachlässigt und ich wette, Sie wissen gar nicht, daß Sie selbst Ihren Gatten vernachlässigt haben. Sie betrachten sich als Mittelpunkt und sind doch nur ein Teil, eine Hälfte des Ganzen. Sie verlangen, daß Ihr Gatte zu Ihnen kommen soll, und Sie unterlassen es, ihm entgegen zu gehen. Ich bin überzeugt, daß die Schuld zum Teil auch bei Ihnen liegt.

Gertrud: Sie wirbeln mich im Kreise herum und machen mich ganz konfus.

Ernst: Nein, ich versuche, Sie auf den richtigen Platz zu stellen.

Gertrud (vorwurfsvoll): Vorhin haben Sie ganz anders gesprochen.

Ernst: Vorhin war ich auch noch nicht so klug wie jetzt. Sie brauchen einen Gatten wie den Ihren zum Führer . . . Wenn Sie über Einsamkeit klagen, tragen Sie selbst die Schuld. Jede Einsamkeit ist selbstverschuldet. (Das Telephon läutet ab, das Gespräch ist beendet.)

Gertrud (harmlos): So dürfen wir also darauf rechnen –

Fünfter Auftritt.

Richard (tritt ein).

Gertrud (fortfahrend): — — daß wir Ihr neues Buch sofort nach Erscheinen erhalten.

Ernst: Ich werde mich beeilen.

Richard: Kind, nun komm' mal her.

Gertrud (geht langsam zu Richard hin).

Richard (legt Ihren Kopf an seine Brust und küßt sie aufs Haar): Ich müßte eigentlich böse sein und Dich schelten. Du weißt gar nicht, daß und wie sehr Du mich gekränkt hast.

Gertrud (erhebt langsam den Kopf): Doch! (Nimmt dann Richards Kopf in ihre Hände und küßt ihn.)

Richard: Ich weiß gar nicht, wer Dich auf diese kurioſe Idee gebracht hat. (Zu Ernſt:) Gewiß Sie mit Ihren Romanen. (Mit gutmütiger Ironie:) Da ſehen Sie nun, Herr Doktor, wie anregend Ihre Lektüre wirkt.

Ernſt: Da Sie ſelbſt darüber lachen, Herr Regierungsrat, bin ich ſicher, daß das kein Vorwurf iſt.

Richard: Nein. Ich ſchätze Sie zu ſehr als Schriftſteller, um im Ernſt dieſen Vorwurf zu erheben. Es war nur ein merkwürdiger Umweg, den Sie machen mußten, bevor wir uns kennen lernten.

Ernſt: Die Wege zur Freundſchaft ſind nicht immer gerade.

Richard: Da haben Sie recht, Herr Doktor. (Zu Gertrud:) Was ſagſt Du nun zu unſerm neuen Freunde?

Gertrud (leiſe:) Biſt Du mir noch böſe, Richard?

Richard: Willſt Du denn noch immer nicht einſehen, daß Du ein großes Kind biſt?

Gertrud (ſchmiegt ſich an ihn; leiſe): Richard!

Richard: Es iſt ſchon gut.

Ernſt: Es iſt doch etwas Merkwürdiges um die Ehe. Die meiſten glauben, daß die Ehe das Ziel ſei. Wenn man aber ſchärfer zuſieht, merkt man, daß ſie erſt den Anfang zu etwas ganz Neuem bildet.

Richard: So iſt es. Wer ſich darin nicht zurecht findet, wird enttäuſcht oder er erleidet Schiffbruch.

Ernſt: Man könnte ſagen: die Ehe iſt ein Magnet. Es ſind zwei Pole vorhanden, die ſich anziehen. Man muß nur darauf achten, daß die Kraft nicht verloren geht. Dieſe Kraft iſt der Magnetismus der Liebe.

Gertrud (erſtaunt): Der Magnetismus der Liebe?

Richard: Siehſt Du, der wäre uns nun bald verloren gegangen.

Ernſt: Man muß ſehr darauf achten; ſonſt iſt der Magnet nur noch ein Stück altes Eiſen.

Gertrud (zu Ernſt): Ich glaube, daß ich Ihnen für etwas zu danken habe. (Geht ihm entgegen und gibt ihm die Hand.)

Ernſt (hält ihre Hand in der ſeinen; zu Richard): Darf ich?

Richard (mit Bedeutung): Jetzt dürfen Sie.

Ernst (küßt Gertruds Hand): Sie sehen, gnädige Frau, die Dichter haben auch ihren Wert. Sie belauschen das Leben und spielen zuweilen ein wenig die Vorsehung.

Gertrud (warm): Sie, Herr Doktor, haben zu beidem Talent.

Ernst (galant): Ich habe nicht den Mut, zu widersprechen.

Richard: Nicht wahr, Herr Doktor, jetzt werden Sie natürlich dieses Intermezzo zu einem Roman verarbeiten?

Gertrud: Das wird er nicht tun. (Zu Ernst:) Nicht wahr, Herr Doktor, das tun Sie nicht?

Ernst: Nein! ... Ich ... mache eine Komödie daraus.

Richard (zu Gertrud): Hast Du gehört, eine Komödie macht er daraus. (Zu Ernst:) Und wir haben den Stoff dazu geliefert.

Gertrud: Ich kenne schon den Titel: „Der Magnetismus der Liebe." Nicht wahr?

Ernst: Falsch geraten!

Gertrud: Nun, wie soll die Komödie wohl anders heißen?

Ernst (lächelt und zeigt mit dem Finger auf Gertrud, Richard und sich und hält dann den Finger bedeutungsvoll in die Höhe): Das Dreieck!

Vorhang.

Zwei Welten

Ein Schauspiel.

Personen:

Oswald Lorenz, Fabrikbesitzer
Elisabeth, seine Frau
Heinrich, beider Sohn
Werner Kuhlemann, Amtsgerichtsrat
Johanna Schlösser
Marie, Dienstmädchen
Friedrich, ein Diener.

Das Stück spielt im Hause Lorenz'. — Zeit: Gegenwart.

Bemerkungen zu den Personen.

Oswald Lorenz, Ende der Fünfziger, vornehm gekleidet, graumelierter Schnurrbart. Frau Lorenz, gegen fünfzig Jahre alt in leichter Morgentoilette. Heinrich Lorenz, etwa 27 Jahre alt in modernem Reiseanzug. Kuhlemann, 50 Jahre alt. Johanna Schlösser, 23 Jahre alt, in guter Straßentoilette, einfach und vornehm.

Zwei Welten.

Der Ort der Handlung ist ein elegantes Zimmer, von dem durch die Mitte der hinteren Längswand eine Tür nach der Veranda führt. Die Tür steht offen. Man sieht den Garten. Rechts und links hinten führen durch die Seitenwände Türen in Nebensalons. Rechts vorn ist der Frühstückstisch gedeckt. Auf dem Tische steht in einer Vase ein Blumenstrauß. An den beiden Schmalseiten und an einer Breitseite je ein Stuhl. An den Wänden Bilder. Links an der Längswand Buffet. An der linken Seitenwand ein Schreibtisch. Es ist Vormittag. Im Garten spielt das Sonnenlicht.
(Rechts und links vom Schauspieler.)

Erster Auftritt.

Elisabeth (steht am Kaffeetisch, arrangiert den Blumenstrauß in der Vase und rückt dann die Stühle zurecht).

Marie (steht am Buffet und stellt einige Gläser in ein Fach).
Währenddessen:

Elisabeth: Marie, haben Sie auch alles richtig besorgt?

Marie (mit halber Wendung): Jawohl, gnädige Frau!

Elisabeth: Ich meine, haben Sie auch nichts vergessen?

Marie: Gnädige Frau dürfen unbesorgt sein. Der Tapezierer kann allerdings erst in nächster Woche kommen.

Elisabeth: Erst in nächster Woche? . . . Na, da müssen wir uns eben bis dahin behelfen. (Sie horcht nach der Verandatür.) Marie, ich höre Schritte. Sehen Sie doch nach, wer kommt.

Marie (geht zur Verandatür und blickt hinaus in den Garten; zurückkommend:) Der Herr Amtsgerichtsrat.

Elisabeth: So früh? . . . . Sie können gehen, Marie.
(Marie ab. Elisabeth geht zur Verandatür.)

Zweiter Auftritt.

Kuhlemann (tritt ein): Guten Morgen! (Gibt Elisabeth die Hand.)

Elisabeth: Guten Morgen, Herr Rat!

Kuhlemann: Na, wo steckt denn unser Amerikaner?

Elisabeth (lächelnd): Amerika schläft noch.

Kuhlemann (ebenso): Ach so! Richtig! Für den Westen beginnt ja der Tag ein paar Stunden später.

Elisabeth: Kamen Sie extra herauf, um Heinrich zu begrüßen?

Kuhlemann: Na, aber gewiß doch. Aber ich sehe, daß ich viel zu früh komme.

Elisabeth: Nun, Sie können sich doch denken, daß Heinrich müde war. Oder meinen Sie, mein lieber Herr Rat, daß eine Fahrt von Amerika nach Europa ein Vergnügen ist?

Kuhlemann: Selbstredend meine ich das. Was ist denn heutzutage so eine Seereise. Man bummelt den ganzen Tag über auf dem Schiffe herum, ißt gut, trinkt gut und schläft ausgezeichnet. Das ist die ganze Arbeit. Na, und davon wird man doch wohl nicht müde.

Elisabeth: Wie Sie es schildern, Herr Rat, ist es das reine Schlaraffenleben.

Kuhlemann (tritt an den Tisch und betrachtet die Blumen): Ah! Blumen für den heimgekehrten Sohn . . . Na ja! Die Poesie ist eben das Vorrecht der Frauen.

Elisabeth: Nun?! Sollen wir uns nicht freuen?

Kuhlemann: Na aber gewiß doch! Selbstverständlich! Ich meine nur, daß die Frauen glauben, man müsse den Kindern immer und ewig Blumen auf den Weg streuen. Und gerade Sie!

Elisabeth: Spotten Sie nur!

Kuhlemann: Nein, ganz im Ernst. Man erkennt Sie am besten aus Ihrem Handeln. Sie sind eine viel zu weiche Mutter. Ich möchte fast sagen, daß Sie eine sehr schlechte Mutter sind, weil Sie eine so gute Mutter sind.

Elisabeth: Jetzt wollen auch Sie noch mit Ihren Vorwürfen kommen, Herr Rat.

Kuhlemann (mit dem Finger drohend): Berechtigte Vorwürfe! Ganz berechtigte Vorwürfe!

Elisabeth (abwehrend, seufzend): Ach, Ihr Männer!

Kuhlemann: Nein! Ach, Ihr Frauen! In Dingen der Erziehung seid Ihr unbelehrbar. Ihr wollt alles mit dem Herzen und mit dem Gemüt machen. Aber das ist doch nicht immer das Richtige! Ich bin überzeugt, wenn's nach Eurer

Erziehungsmethode ginge, hätten wir keinen Julius Cäsar, keinen Napoleon und keine Heldengeschichte. Da gäbe es lauter lyrische Dichter und Zuckerbäcker.

Elisabeth (lacht): Ach, gehen Sie, Sie übertreiben.

Kuhlemann: Jede Wahrheit, die Euch Frauen unbequem ist, nennt Ihr eine Uebertreibung.

Elisabeth: Ihr Männer scheltet immer auf die Frauen und doch könnt Ihr die Frauen nicht entbehren.

Kuhlemann (lächelnd): Ich will Ihnen etwas anderes sagen, liebe Freundin. Die Frauen sind nur ein Mittel zur Unterhaltung. Mit den Männern führt man Gespräche, mit den Frauen — Konversation.

Elisabeth: Oh! Ich merke den Unterschied.

Kuhlemann: Nun, so wissen Sie, was ich meine.

Elisabeth: Es bedeutet eine Geringschätzung der Frau.

Kuhlemann: Nicht unbedingt. Vielleicht bedeutet es eher eine Zartheit gegen die Frau. Wir könnten mit den Frauen zweifellos auch ernstere Gespräche führen. Aber wir tun es nicht. Die Frauen pflegen den leichten Ton. Und wir lieben die Frauen, weil wir in ihrer leichten Unterhaltung ein wenig graziöser werden.

Elisabeth: So lieben Sie also die Frauen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur deswegen, weil Sie mit ihnen angenehm plaudern können?

Kuhlemann: Beinahe! Noch etwas! Haben Sie noch nicht bemerkt, wie sehr die Herren sich bemühen, in Damengesellschaft jung zu erscheinen?

Elisabeth: Das ist mir eigentlich noch nie aufgefallen.

Kuhlemann (erstaunt und belustigt): Das ist Ihnen noch nicht aufgefallen? .... Es ist wirklich so. Sie dürfen mir das glauben.

Elisabeth: Nun, so beweist das nur aufs neue, wie nötig wir Frauen sind, mein lieber Herr Amtsgerichtsrat.

Kuhlemann (lacht): Wie Sie doch alles zu wenden wissen! Sagen Sie nur gleich, daß gegen Frauen selbst Amtsgerichtsräte vergebens kämpfen. (Rasch hinzusetzend:) Ich meine natürlich: gegen die Klugheit der Frauen.

Elisabeth: Sie Schmeichler! .... Aber kommen Sie, jetzt trinken Sie ein Täßchen Tee mit uns.

Kuhlemann (abwehrend): Nein, nein! ich muß danken. Ich kam nur für einen Augenblick, weil ich glaubte, Ihren Sohn begrüßen zu können .... Wann kam er denn eigentlich hier an; gestern abend?

Elisabeth: Nein, gestern mittag. Sie können sich unsern Schreck und unsere Freude gar nicht vorstellen, als er plötzlich vor uns stand. Er hätte uns doch vorher schreiben können. Nicht wahr? Wir wußten von gar nichts. Ich meine, solche Reisen unternimmt man doch nicht von heute auf morgen.

Kuhlemann: Wie lange war er wohl drüben? Das sind wohl .... (Ueberlegt.) Na, wieviel Jahre können das sein?

Elisabeth: Ueber drei Jahre. Nicht wahr, die Zeit ist eigentlich sehr rasch vergangen?

Kuhlemann: Na, hoffentlich hat dieser Ausflug über den großen Teich auch die dumme Geschichte ausgewischt.

Elisabeth: Ganz gewiß! .... Ganz sicher! .... Das heißt, er hat allerdings noch nicht davon gesprochen.

Kuhlemann: Das ist ja schließlich ein gutes Zeichen. Derartige Dummheiten vergißt die Jugend schnell.

Elisabeth: Sie wissen ja noch, wie wütend damals mein Mann war.

Kuhlemann: Wenn ich offen sein soll, muß ich selbst sagen, daß die Tochter eines Seilermeisters keine übermäßig glänzende Partie für den Sohn des reichen Lorenz ist. Nur gut, daß wenigstens das Kind gestorben ist.

Elisabeth: Man möchte es wahrhaftig ein Glück nennen. Ich meine: für das Mädchen.

Kuhlemann: Für das Mädchen. Na ja! Freilich! .... Haben Sie nichts mehr von dem Mädchen gehört? Sie wohnt doch noch hier in der Stadt? Wie?

Elisabeth: Ja, natürlich, sie wohnt noch hier, bei ihrer Mutter; sie schlägt sich sehr rechtschaffen durch. (Anerkennend:) Sie ist auch ganz hervorragend befähigt. Aber, Du lieber Gott, eine Heirat ist doch ganz ausgeschlossen!

Kuhlemann: Darüber braucht man gar kein Wort zu verlieren .... Gewiß, das Mädchen kann einem sehr leid tun. Sie muß halt nun sehen, wie sie sich zurecht findet.

Elisabeth: Ja, es kann einem sehr leid tun.

Kuhlemann (achselzuckend): Tja! Na! (Er sieht nach der Uhr.) Hoho! ich muß fort. Ich vertrödle hier die Zeit, und das Amt muß warten. Ich komme vielleicht nachmittags nochmals vor, oder so gegen Abend. Bestellen Sie einstweilen herzliche Grüße.

Elisabeth: Ich will's nicht vergessen.

Kuhlemann: Guten Morgen! (Gibt ihr die Hand.) Bis später also!

Elisabeth: Guten Morgen, Herr Rat! Bis später.

Kuhlemann (durch die Verandatür wieder ab).

3. Auftritt.

Oswald (kommt nach einer Weile, den Kopf mit einer dunklen Hausmütze bedeckt, vom Garten herein): Kuhlemann war hier?!

Elisabeth: Ja, eben ging er. Er wollte Heinrich guten Tag sagen.

Oswald: Aber ...? — —

Elisabeth: Heinrich schläft noch.

Oswald: Schläft noch? So, so. (Sieht nach der Uhr und geht umher.)

Elisabeth: Bist Du ärgerlich darüber?

Oswald: Nein, darüber nicht. Aber ich möchte wissen, was das bedeuten soll. Heinrich ist schon seit vorgestern hier in der Stadt und gestern erst hat er den Weg zu uns gefunden.

Elisabeth: Ach, Unsinn! Nein, nein, das glaube ich nicht. Wer hat Dir denn das erzählt?

Oswald: Vor einer halben Stunde habe ich's gehört.

Elisabeth: Nein, nein! Das ist nicht wahr!

Oswald: Wenn ich's Dir aber sage. Ich habe mich erkundigt. Einen Tag hat er im „Kaiserhof" gewohnt.

Elisabeth: Und wenn es so wäre.... Nun, man muß doch bedenken: so eine lange Reise. Er hat sich gewiß erholen wollen.

Oswald (ärgerlich): Ach, was! Erholen wollen. Unsinn! Na, und zum Kleiderabbürsten braucht man doch keinen ganzen Tag. Ich denke, daß uns ein Sohn auch dann willkommen ist, wenn er von seiner Reise verstaubte Kleider mitbringt.

Elisabeth: Ich verstehe Deine Erregung gar nicht. Du wirst ihn doch nicht etwa danach fragen wollen?!

Oswald: Gewiß werde ich das! Oder glaubst Du — —

Elisabeth (beschwichtigend): Aber ich bitte Dich, Oswald. Vielleicht kannst Du ihn später, gelegentlich — — — Ich meine in ein paar Tagen — — — Aber komm', setz' Dich, wir wollen inzwischen unsern Tee trinken. . . . Heinrich muß wohl bald kommen. Ich will doch gleich mal selbst hinauf gehen. (Will zur Tür gehen.)

Vierter Auftritt.

Heinrich (kommt rechts zur Tür hinein und bleibt einen Augenblick an der Tür stehen).

Elisabeth: Da kommt ja unser Langschläfer.

Heinrich (tritt näher): Guten Morgen, Mutter! (Küßt sie.) Guten Morgen, Vater! (Gibt ihm die Hand.)

Oswald: Guten Morgen, Heinrich! Wir warten schon.

Heinrich: O, das war doch nicht nötig. (Alle setzen sich. Heinrich sitzt an der Breitseite des Tisches, Oswald an der Schmalseite, nach dem Hintergrunde zu.)

Elisabeth: Laß nur, es ist nicht so schlimm.

Heinrich: Doch, Mutter, ich kenne Papas Pünktlichkeit und habe noch nicht vergessen, daß er den Tag bis auf die letzte Minute eingeteilt hat.

Elisabeth (gießt Tee ein; zu Heinrich): Du mußt Dich schon selbst bedienen. (Reicht ihm Milch und Zucker.)

Heinrich: Danke, Mutter. (Alle frühstücken. Nach einer Weile:) Wie sieht's denn drüben in der Fabrik aus, Vater?

Oswald: In der Fabrik? Dort hat sich wohl mancherlei verändert.

Heinrich: Das will ich glauben. (Zur Mutter:) Aber oben in meinem Zimmer sieht's noch so aus wie früher. Die alten Möbel, die alten Tapeten, sogar der kleine Sprung in der einen Fensterscheibe. Dort oben sieht's noch so aus, wie ich's damals verlassen habe.

Elisabeth (wie entschuldigend): Aber es hat doch auch niemand drinnen gewohnt.

Heinrich: Ich meine ja, daß es gut ist, daß Ihr alles beim alten gelassen habt. Ich fühle mich sehr heimisch da oben.

Elisabeth: Ich habe schon nach dem Tapezierer geschickt Das Zimmer muß doch etwas in Ordnung gebracht werden

Heinrich: Nein! Mutter! Laß nur alles so, wie es ist.

Elisabeth: Laß mich nur machen. Ein paar Tage mußt Du Dich eben noch gedulden.

Heinrich: Aber, Mutter, wenn ich Dir doch sage. . . . .

Fünfter Auftritt.

Friedrich (tritt zur Verandatür ein, nachdem er zuvor an die geöffnete Tür geklopft hat, mit einer Ledermappe unter dem Arme): Gestatten die Herrschaften — — — (Verbeugt sich.)

Oswald: Kommen Sie nur 'rein. (Steht auf.) Was bringen Sie?

Friedrich (entnimmt der Mappe einen Stoß Briefe).

Oswald (überfliegt einige Aufschriften): Sonst nichts?

Friedrich: Nein, Herr Lorenz.

Oswald (legt die Briefe auf den Schreibtisch): Es ist gut. Sagen Sie drüben, ich käme heute etwas später.

Friedrich: Jawohl, Herr Lorenz.

Oswald: Sie können gehen.

Friedrich (mit Verbeugung ab durch die Verandatür).

Elisabeth: Uebrigens, Amtsgerichtsrat Kuhlemann war soeben hier. Er wollte Dich begrüßen.

Heinrich: Kuhlemann? . . . . Ach so! Der war hier?

Elisabeth: Na, Du kennst doch unsern alten Kuhlemann noch?

Heinrich: Aber gewiß, Mutter! Nur im Augenblick —

Elisabeth: Na ja, ich glaub's schon. In den drei Jahren werden Dir wohl alle Menschen hier etwas fremd geworden sein. Willst Du noch ein Täßchen Tee?

Heinrich: Ich danke, Mutter! (Elisabeth will trotzdem eingießen.) Nein, Mutter, ich danke!

Elisabeth: Na, aber!

Oswald: Du siehst doch, daß Heinrich nicht will. Er lehnt Deinen Tee ab, wie er immer mein Geld abgelehnt hat.

Heinrich: Wie meinst Du das, Vater?

Oswald: Das will ich Dir gleich sagen. Ich war sehr, sehr erstaunt, daß Du jedesmal das Geld an uns zurückgehen ließest, das ich nach New-York überwies. Was sollte das heißen?

Heinrich: Ich habe Dein Geld nicht gebraucht, Vater.

Oswald: Das verstehe ich einfach nicht. Wovon hast Du denn gelebt?

Heinrich: Von dem, was ich verdient habe.

Oswald: Na, da wird's Dir wohl sehr schlecht ergangen sein!

Elisabeth: Aber Oswald!

Oswald: Na ja, was denn?!

Heinrich: Sieh mich an, Vater. Sehe ich so aus, als ob mir's schlecht ergangen ist? Ich habe mehr verdient, als ich brauchte.

Oswald (ungeduldig): Ach, das sagen sie alle, die von drüben kommen.

Heinrich: Ja, willst Du mir denn nicht glauben, Vater? Oder gehst Du darauf aus, mich unbedingt ins Unrecht zu setzen? Ich gebe zu, als ich das Geld zurückschickte, habe ich noch etwas anderes gewollt. Ihr habt mich damals fortgeschickt als einen Menschen, der eine sogenannte Dummheit vergessen sollte; Ihr hieltet mich für unselbständig; und ich war damals nahe daran, Euch zu glauben. Als ich aber draußen war, da kam ich zur Besinnung. Vielleicht war's Trotz. Ich weiß es nicht. Jedenfalls: ich wollte Euch und mir beweisen, daß ich auf eigenen Füßen stehen kann.

Oswald: Das hört sich gewiß sehr schön an. Mir scheint beinahe, daß Du glaubst, daß wir es damals mit Dir nicht gut gemeint haben.

Heinrich: Aber, Vater. An Eurer guten Gesinnung habe ich nie gezweifelt. Auch heute zweifle ich nicht daran.

Oswald: Aber?

Heinrich: Was meinst Du, Vater?

Oswald: Du wolltest doch noch etwas sagen.

Elisabeth: Ach Gott! Oswald, quäle ihn doch nicht.

Heinrich: Ich wüßte nicht, was ich hinzufügen sollte.

Oswald: Nun, mir scheint, daß Du Dich sehr überlegen fühlst.

Heinrich: Ich wüßte nicht, weshalb?

Oswald: Weil Du doch da draußen, wie Du sagst, „auf eigenen Füßen" stehen gelernt hast. Damit wolltest Du doch sagen, daß Du uns eigentlich gar nicht nötig hast.

Heinrich: Du hast mich mißverstanden, Vater. Denn ich glaube nicht, daß ich Dir Veranlassung gegeben habe, so zu mir zu sprechen.

Oswald: Oh, das ist nicht schwer zu raten. Aber ich will's Dir sagen.

Elisabeth: Oswald, ich bitte Dich.

Oswald (sieht Heinrich scharf an): Sage mir, seit wann bist Du hier in der Stadt? .... Ueberlege es Dir recht genau.

Heinrich (verlegen): Ja, was soll denn diese Frage?

Oswald: Ich sehe, wie Du verlegen bist. Ich will Dir zu Hilfe kommen. Du bist *gestern* zu *uns* gekommen, aber Du bist schon seit vorgestern in der Stadt. Einen Tag hast Du im Kaiserhof gewohnt. Nicht wahr, das stimmt?

Heinrich (ruhig): Allerdings, das stimmt.

Oswald: Was sagst Du nun dazu?

Heinrich: Nichts!

Oswald: Das ist eine sehr kurze Antwort, mein Sohn. Ueberlege es Dir nur recht genau, ob Du nicht *doch* etwas zu sagen hast.

Heinrich (sachlich): Ich habe darauf zu sagen, daß ich, wenn Du diese Unterhaltung so fortführen willst, meinen hiesigen Aufenthalt vorzeitig wieder abzubrechen gedenke.

Elisabeth (zu Heinrich, beschwichtigend): Der Vater meint es ja nicht so.

Heinrich: Laß nur, Mutter. Ich fühle fast, daß ich mich hier nicht mehr als *Sohn*, sondern als Fremden zu betrachten habe.

Oswald: Ich hätte gewünscht, daß *Du* Dich nur *mehr als Sohn benommen* hättest.

Heinrich: Ich versichere Dir, Vater, daß ich nicht die Absicht hatte, Euch zu verletzen.

Oswald: Was *verbirgst* Du vor uns?

Heinrich (sieht den Vater scharf an, dann wie nach einem Entschlusse): Also gut! .... In einigen Minuten wird meine *Braut* hier sein.

Elisabeth (überrascht): Deine Braut, Heinrich?

Heinrich: Meine Braut! —

Elisabeth: Ja, aber, Heinrich! Ich verstehe nicht — —

Oswald (ironisch:) Jetzt bin ich aber doch bald neugierig, welche Ueberraschung Du noch für uns planst. Deine Braut! (Lacht ironisch.) Ausgezeichnet!! Also einige Minuten, bevor sie

hierher kommt, erfahren wir glücklicherweise, daß Du auch eine Braut hast. Ich muß sagen, Du verstehst es brillant, Deine Eltern zu unterhalten.

Heinrich: Hör' mich an, Vater. Du urteilst und verurteilst und kennst weder die Motive, noch bist Du in der Lage, die Verhältnisse ganz objektiv zu betrachten. Ihr habt mich damals fortgeschickt, um meine Beziehungen zu Johanna Schlösser abzubrechen. Es war Euch gelungen ... Wie sehr ich damals litt, das wißt Ihr nicht. Das könnt Ihr nicht wissen. Und Ihr wißt auch nicht, mit welchen Gefühlen ich damals aus diesem Hause ging. Ich habe mich gefügt, weil ich mich Euren Drohungen fügen mußte. (Oswald macht eine Bewegung.) Jawohl: Drohungen! Keiner von Euch wußte, was mir dieses Mädchen bedeutete. Ihr saht in ihr nur die einfache Seilermeisterstochter. Aber ich habe sie lieb gehabt, und ich habe nie vergessen, wie tief ich in ihrer Schuld geblieben bin. Da seid Ihr dazwischen getreten mit Euren Vorurteilen. Ihr wußtet, wie sehr gerade damals Johanna der Schonung bedurfte. Aber Ihr habt keine Rücksicht und kein Mitleid gekannt. Ihr habt mich fortgejagt, als sie mich brauchte wie keinen Menschen sonst, weil Ihr glaubtet, daß man dort drüben vergessen lernt, ein Ehrenmann zu sein. Heute, wo ich wieder vor Euch stehe, darf ich sagen, daß ich ein Ehrenmann geblieben bin.

Oswald (ruhig): Bist Du nun zu Ende? .... Du scheinst weder zu wissen, was Du sprichst, noch, was Du tust. Ich glaube, Du bist in den drei Jahren nur älter, aber nicht vernünftiger geworden. Du bist ein Phantast geblieben, mein Junge, und rennst Idealen nach, die in den Wolken hängen. Mit Seilermeisterstöchtern tändelt man, aber man heiratet sie nicht. Du beklagst Dich und siehst nicht ein, daß alles durch Deine eigene Schuld gekommen ist .... Vorurteile! .... Ha! .... Ich habe sie nicht erfunden. Aber sie sind nun einmal da und man muß sie respektieren. Das ist ganz in der Ordnung.

Heinrich: Du stehst immer noch auf Deinem alten Standpunkte und betrachtest diese Angelegenheit lediglich mit den

Augen eines Kapitalisten, der seinen Sozius, um im Bilde zu bleiben, vor einem schlechten Handelsgeschäft zurückhalten will.

Oswald: So ungefähr ....

Heinrich: Siehst Du, Vater, ich verstehe Dich .... Du denkst, wenn Du den Namen Johanna Schlösser hörst, nur stets an die kleine Seilerei und vergißt, daß Deine Eltern auch nur Kleinbürger waren.

Oswald (scharf): Soll das etwa ein Verweis sein?

Heinrich: Nein, Vater. Ich will Dich nur an etwas erinnern, was man so leicht vergißt, wenn man eine Villa hat. Das Glück und Deine Tüchtigkeit haben uns hochgebracht, Vater, aber wir wollen uns doch unserer Heimat nicht schämen. Diese Vergangenheit bedeutet kein Makel. Aber es ehrt uns, wenn wir wieder einmal die Heimat aufsuchen.

Oswald: Leeres Geschwätz! Das sind Gefühlsduseleien, mein Lieber, mit denen sich ein tüchtiger Geschäftsmann nicht aufhalten kann. Wenn Du Dir nur überlegen wolltest: Du hast eine Reihe Wege vor Dir, die Dich noch höher bringen können. Da sind Familien, die den jungen Herrn Lorenz als Schwiegersohn nicht verschmähen würden. Mit einem Schlage könntest Du Deiner gesellschaftlichen Stellung eine ganz neue Basis schaffen. Es liegt nur an Dir. Du wirst sehen, Dein Bruder Oskar wird vernünftiger sein. Eines Tages übernehmt Ihr beide die Firma ... Na, das sind doch Aussichten, wobei man sich verschiedenes sehr genau überlegt. Daß dies alles Dich vor drei Jahren nicht verlockte, rechnete ich Deiner jugendlichen Verblendung zu gute. In Amerika, dachte ich, würde man das erlernen können. Es scheint aber, daß in meiner Kalkulation ein Rechenfehler ist.

Heinrich: Wie schön Du Dir das alles zurechtgelegt hast. Aber diesmal hast Du falsch spekuliert, Vater. In Amerika habe ich sehr viel gelernt, aber auch nichts verlernt.... (Lächelnd:) Und dann, Vater: meinst Du im Ernst, daß die Schaffung einer „hohen gesellschaftlichen Stellung" gar so viele Reize hat? Ich habe nüchterner denken gelernt und betrachte die Dinge nicht mehr von der schönen Außenseite .... Eine hohe gesellschaftliche Stellung ist gewiß etwas sehr Schönes. Ich verkenne das nicht. Aber mir kommt sie immer so vor

wie ein Drahtseil. Und zum Seiltänzer habe ich noch nie Talent gehabt.

Oswald (unwillig): Dummes Zeug! Ich begreife Dich einfach nicht. (Wie im Zorn:) Da hat man sich nun abgearbeitet und gequält und hat den Söhnen die Steine fortgeräumt. (Resigniert:) Und dann soll das alles umsonst gewesen sein?

Heinrich: Es tut mir leid, Vater, daß Du Dich in mir getäuscht siehst, aber es gibt Dinge, über die man sich bei andern keinen Rat holen darf. Gewiß, Du bist mein Vater und Du hast ein Recht auf mich. Aber nur ein gewisses Recht. Ich weiß auch, daß Du es gut meinst. Aber eben in Deinem Sinne. So wie Du es verstehst. Du willst mein Leben schon jetzt in eine Schablone pressen und gibst mir die Richtung, in der ich laufen soll. Du fragst nicht danach, ob ich eigene Wünsche und eigene Hoffnungen habe, Du siehst nur Dein Programm und meinst, daß mein Leben unbedingt die Fortsetzung des Deinigen sein müsse. (Lächelnd:) Was machen sich doch die Väter für Sorgen. Da werden Wegweiser aufgestellt. Auf denen steht dann: „Zur hohen gesellschaftlichen Stellung", oder: „Der Weg zum Roten Adlerorden vierter Klasse". Die Väter bedenken nur nicht, daß das Leben auch den Söhnen einen eigenen Weg vorschreibt. Und es sind gewiß nicht die Schlechtesten, die ihren eigenen Weg gehen.

Oswald: Man kann von Dir noch etwas lernen.

Heinrich: Ich wäre zufrieden, wenn Du mich verstehen lernst. Das ist ja das Schicksal der Söhne, daß sie stets mit den Gefühlen der Väter fühlen und nach den Weisungen der Väter handeln sollen.

Oswald: Das hast Du wohl in Amerika gelernt?

Heinrich: Du spottest darüber, Vater; aber es bleibt doch wahr. Viele Väter können sich nicht daran gewöhnen, daß auch einmal für die nächste Generation die Zeit kommt und daß diese Heranwachsenden auch ihre Rechte haben.

Oswald: Du wirst pathetisch, mein Junge. Wir wollen doch lieber sachlich bleiben. Es handelt sich darum, daß man vorwärts kommt. Man kommt aber nicht vorwärts, wenn man die Chancen nicht benutzt, die sich bieten, oder wenn man

sich lächerlich macht. Was sollen denn die Leute sagen, wenn es heißt: Der Sohn vom Oswald Lorenz hat sich mit einem Fräulein Johanna Schlösser verlobt. Der Vater ist Seilermeister. In einem Roman läßt man sich's gefallen. Aber wenn so was im eigenen Hause vorkommt, dann hört der Scherz auf.

Elisabeth: Ich kann nicht begreifen, wie Ihr Euch noch deswegen streiten könnt. Ich denke, die Sache ist längst erledigt.

Heinrich: Du irrst, Mutter. So rasch erledigt man derartige Sachen nicht. Ich sehe, Ihr erratet noch immer nicht den Zusammenhang. Damit Ihr es nun endlich wißt: Die Dame, mit der ich verlobt bin, ist Fräulein Johanna Schlösser.

Oswald (drohend): Himmel und Teufel, Junge, wenn das wahr ist??

Heinrich: Warum sollte es nicht wahr sein?

Oswald (mit gesteigerter Stimme): Heinrich, nimm Dich in acht.

Elisabeth: Um Gottes willen, Oswald, beruhige Dich doch. (Zu Heinrich): Heinrich, ich bitte Dich.

Heinrich: Ich habe meine Braut hierher gebeten und ich erwarte, daß Ihr sie empfangen werdet.

Oswald (zornig): Wir sie empfangen? Hier in meinem Hause? Ja, zum Teufel, soll denn der Skandal gar kein Ende nehmen? Also das ist der Dank. Haha! Das ist der Dank. Das hat man sich an seinem Sohne erzogen! . . . . Ha! Jetzt verstehe ich auch, weshalb Du erst gestern Zeit für uns fandest.

Elisabeth (leise): Aber warum hast Du es uns denn nicht gleich gesagt, Heinrich? Jetzt, so plötzlich — — —

Heinrich: In dieser Angelegenheit durfte ich Euch nicht fragen. Und ich konnte auch nicht. Die drei Jahre haben mich von meiner Pflicht nicht zu lösen vermocht. Was ich getan habe, war die Antwort auf eine lange Frage. (Heftiger.) Was sollen auch diese ewigen Rücksichten gegen die tausend andern da draußen, die ich nicht kenne und auch nicht kennen mag. Was soll dieses Hin- und Herhorchen nach rechts und links. Ich finde meinen eignen Weg. Und ich will ihn gehen, weil ich gewiß bin, daß er der richtige ist.

Oswald: Bist Du so sicher?

Heinrich: Ja, Vater, heute bin ich's! Vor drei Jahren war ich's nicht. Ich war auf dem besten Wege, mich zu verlieren. Aber ich bin froh, daß ich mich wiedergefunden habe. Was wißt Ihr davon, was hinter mir liegt? Ich würde Euch fremd vorkommen und Ihr würdet mich nicht verstehen, ebenso wie Ihr mich in diesem Augenblick nicht versteht.

Elisabeth (aufhorchend): Es kommt jemand durch den Garten. (Will aufstehen.)

Heinrich (abwehrend): Bleib' nur, Mutter! (Er sieht Oswald an, wie mahnend.) Vater! (Dann hinaus.)

Elisabeth (sieht hinüber zu ihrem Gatten; bittend): Oswald!

Vierter Auftritt.

Heinrich und Johanna (treten ein; diese grüßt mit einem Nicken des Kopfes und bleibt nahe der Tür stehen).

Oswald und Elisabeth (betrachten sie scharf).

Heinrich (auf beide zutretend, indem er Johanna an der Hand ihnen entgegenführt): Vater! Mutter! Hier bringe ich Euch meine Braut. (Kleine Pause.)

Oswald (reserviert): Fräulein Schlösser, da ich Sie als Gast in meinem Hause betrachten muß, so muß ich Ihnen wohl einen Stuhl anbieten. (Deutet auf einen Stuhl.)

Johanna: Ich danke. (Setzt sich.)

Oswald: Mein Sohn hat Sie hergebeten. Ich glaubte, Sie würden dieses Haus nicht mehr kennen und ich bin daher ein wenig erstaunt, Sie hier zu sehen.

Heinrich: Meine Braut steht vor Dir, Vater! Wenn Du sie kränken willst — — —

Oswald (ihn unterbrechend, streng): Ich hoffe, daß der Sohn den Vater ausreden läßt. (Zu Johanna:) Sie sind also, wenn ich so sagen darf, entschlossen, die Frau meines Sohnes zu werden, Fräulein Schlösser? Haben Sie denn nie daran gedacht, daß bei einer solchen Angelegenheit auch die Eltern mitsprechen dürfen? —

Johanna (ruhig, fest): Daran habe ich wohl gedacht, Herr Lorenz. (Bedeutungsvoll:) Aber ich schätze Ihren Sohn zu

hoch, als daß ich je glauben könnte, daß er nicht Herr seines eigenen Willens wäre.

Oswald (sie erstaunt ansehend): Nun, — — ich erwarte, daß Sie es mir ersparen, deutlicher zu werden. (Von oben, ironisch.) Ich begreife ja vollkommen. Es macht sich zweifellos nicht übel, Schwiegertochter im Hause Oswald Lorenz zu sein; und es mag ja auch recht angenehm sein, so bequem ins warme Nest zu kommen.

Johanna (sich erhebend, stolz): O nein, da irren Sie, Herr Lorenz. (Langsam, vornehm:) Sie tun mir weh, wenn Sie glauben, daß ich so niedriger Gefühle fähig bin. Wann habe ich Ihnen Anlaß zu solchem Glauben gegeben? — Ich will Sie an etwas erinnern. Sie sandten mir damals Geld ins Haus. Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich es zurücksandte. Ein Urteil über dieses Angebot habe ich mir damals nicht gestattet. Aber ich werde es mir heute gestatten müssen, wenn Sie fortfahren, in diesem Tone zu mir zu sprechen.

Heinrich (steht abseits; er bekämpft seine innere Erregung).

Oswald (im nachlässigen Tone): Mein liebes Fräulein, wir wollen uns doch nicht mehr echauffieren, als unbedingt nötig ist. Ueberdies bin ich absolut kein Freund von solchen Auseinandersetzungen. Offen gestanden, ich wundere mich eigentlich, daß Sie mit einem Male so empfindlich sind. Früher glaubte ich diese Eigenschaft nie bei Ihnen bemerkt zu haben. Na, das ist ja auch Nebensache. Um zur Hauptsache zu kommen, es ist also Ihr Ernst — ich meine Ihr voller Ernst, — die Frau meines Sohnes zu werden?

Johanna: Gewiß!

Oswald (streng): Dann will ich Ihnen aber auch sagen, daß alles, was geschieht, meine Billigung niemals finden wird.

Johanna: Das bedaure ich sehr. Aber diese Worte können mich jetzt nicht mehr beirren.

Oswald: Als wenn Sie sich jemals in Ihrem Leben hätten beirren lassen! — —

Johanna (stolz): Herr Lorenz, ich beklage es, daß ich in Ihrem Hause Beleidigungen ausgesetzt bin.

Oswald (abwehrend, kühl): Bitte, es ist genug!

Heinrich: Jawohl, Vater, jetzt ist's genug! Ich habe solange geschwiegen. Jetzt will ich mit Dir reden.

Oswald (streng und laut): Kein Wort weiter, sag' ich.

Heinrich (laut, in höchster zorniger Erregung): Du wirst mich anhören, Vater, und noch in diesem Augenblick. Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte .... Haha!! Also so macht man das, wenn man zwei Menschen auseinandertreiben will! .... (Eindringlich:) Vater, merkst Du denn nicht, wie klein Du in diesem Augenblick geworden bist?!! Fühlst Du denn nicht, wie niedrig Dein Haß und wie unwürdig Deine Verachtung ist?! .... Seht her! (Er ergreift Johannas Hand.) Hier steht meine Braut; an ihre Ehre habt Ihr tasten wollen. Ihre Liebe zu mir habt Ihr zu verdächtigen gesucht. Ihr habt geglaubt, daß wir beide uns entfremden würden, wenn der Ozean uns trennt. O, wie klug Eure Berechnungen waren! Wie fein Ihr dies alles erdacht habt! Aber Ihr habt Euch getäuscht!! Dieses Mädchen gehört zu mir und ich gehöre zu ihm. Sinnt nur neue Ränke aus! Schmäht und beleidigt sie! Wir wehren uns nicht!!

Oswald (in höchstem Zorn): Schweig'!!

Heinrich (unbeirrbar): O nein! Jetzt schweige ich nicht mehr. Jetzt will ich reden! Ich weiß, Ihr habt dieses Mädchen, das hier vor Euch steht, gehaßt von der ersten Stunde an! Ihr glaubtet Euch erhaben über sie, weil falscher Ehrgeiz und verlogenes Streben Eure Sinne trübten. Ihr hofftet, uns zu trennen, und Ihr habt uns zusammengetrieben. Jawohl: zusammengetrieben. — — Denn erst als Ihr dazwischentratet, erkannten wir, wieviel wir einander waren. Ihr habt diesen Bund gestiftet, den nun kein Mensch mehr lösen wird ..... (Ruhiger:) Das also ist die Heimat. Und so fremd ist sie mir geworden in dieser kurzen Zeit! Wer weiß, vielleicht trage ich selbst die Schuld. Gleichviel! Hier ist kein Platz mehr für mich. In drei Tagen geht ein Dampfer nach New-York. (Zu Johanna:) Den wollen wir benutzen. In der Heimat sind wir Fremde geworden; wir wollen uns in der Fremde eine neue Heimat suchen. Lebt wohl! (Beide ab.)

(Vorhang.)

Otto v. Mauderode, Altst.

University of
Connecticut
Libraries

39153020715704